HARVARD COLLEGE
LIBRARY

BOUGHT WITH INCOME
FROM THE BEQUEST OF
HENRY LILLIE PIERCE
OF BOSTON

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

BOUGHT WITH INCOME
FROM THE BEQUEST OF
HENRY LILLIE PIERCE
OF BOSTON

Gräfin Chateaubriant.

Roman

von

Heinrich Laube.

Gräfin Chateaubriant.

Erſter Band.

Gräfin Chateaubriant.

Erſter Band.

Gräfin Chateaubriant.

Roman

von

Heinrich Laube.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag und Druck von B. G. Teubner
1843.

50558.20.50 (1)

V

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
JAN 23 1959

H. L. Pierce Jr.

I.

1.

„Ihr seid doch die wunderlichsten Leute, Ihr Gelehrten! Quält Euch Tag und Nacht um Dinge, die unerreichbar sind, bildet Euch ein, durch künstliche Formeln ausrechnen zu können, was den Menschen versagt ist, und verliert darüber den sonnigen Tag und die warme Nacht, kurz Alles, was der gesunde Mensch haben und genießen kann!“

— Woher wißt Ihr denn, daß es den Menschen versagt ist, über die Erde hinaus zu sehen und zu reichen? —

„Woher ich es weiß? Aus mir selber weiß ich's! Bin ich denn etwa verwahrlos't von der Natur, bin ich schwächer ausgerüstet als Ihr? das hat noch Niemand behauptet, Herr Kanzellar, und ganz Frankreich würde den auslachen, welcher Dergleichen von mir behaupten wollte“ —

— Von Euch, dem begabteſten, gewandteſten und glücklichſten Manne des Königreichs, der Admiral werden konnte, ohne den Seedienſt zu verſtehn —

„Spottet! Ich habe unter vier Augen nichts dagegen, daß Ihr meine Admiralfähigkeit in Zweifel zieht. Könnt' Ihr aber auch meine Verſtandesfähigkeit in Zweifel ziehn?"

— Wie käme mir ſolche Verblendung, ja ſolche Beleidigung gegen König Franz, der Euch auszeichnet! —

„Nun, Budé, ich wäre alſo der Mann, über Dinge, welche die Möglichkeit des Menſchengeiſtes betreffen, eine Stimme zu haben, nicht wahr? Und ich verſichre Euch, ich habe niemals, wie ſehr ich all' meine Kräfte anſtrengte, jenſeits dieſes Lebens etwas Anderes ſehen können als undurchdringliche Finſterniß! Unterbrecht mich nicht! Ich habe all' Eure Formeln und Argumente und Schlüſſe vor Augen, ich habe ſie alle zur Hand, Ihr habt oft genug in langen Winterabenden den König und uns damit regalirt, ich handhabe ſie, ſtelle und ordne ſie trotz einer Weberfrau, die hundert Fäden ordnend durch einander wirrt, ich erweiſe und beweiſe Euch Eure Reſultate und noch andre ſo

augenſcheinlich wie das fertige Gewebe die Weberkunſt erweiſ't, und — ſags Euch immer wieder: es wird nichts damit gewonnen, was nur eine Handbreit über die Erde hinaus reichte, und was ein einfacher Verſtand nicht ohne Eure Formeln wiſſen kann, 's iſt müſſiger Plunder!"

— Warum reitet Ihr Eure Pferde zu? Werden Sie nicht vollkommner dadurch, auch wenn ſie Pferde bleiben nach wie vor? —

„Horch! Klang das nicht wie Jagdgetöſe?"

Er hielt ſein Pferd an, und horchte nach der linken Seite hinüber. Das Roß, von feuriger andaluſiſcher Race ſchüttelte den Zaum und hieb mit dem Fuße an eine Baumwurzel, ſo daß es ihn ſtörte und ungeduldig machte. Das Thier des andern Reiters dagegen, einem Maulthiere ähnlich, verhielt ſich ſtill und geduldig. So verſchieden wie die Thiere, erſchienen auch die Reiter: der Unphiloſophiſche auf dem Andaluſier war ein hochgewachſener ſehr ſchöner Mann mit kurzgeſchorenem braunem Haar und vollem Kinnbarte, wie ihn damals die franzöſiſchen Edelleute nach dem Vorbilde ihres Königs zu tragen pflegten. Sein Anzug, obwohl

bestäubt und befleckt von der Reise zu Roß war von edlen farbigen Stoffen, und bildete einen hellen Kontrast zu dem braunschwarzen Tuchgewande und dem über der Kroupe des Maulthiers hängenden grob härenen braunschwarzen Mantel des andern Reiters, welcher in seinem gelbbleichen Antlitze einem bärtigen Kleriker glich.

Sie waren seit mehreren Stunden in einem alten Buchenwalde daher geritten, wie er heutiges Tags in Frankreich zu einer Seltenheit gehört, und wie er selbst in der noch am reichlichsten damit versehenen Normandie von solcher Ausdehnung nicht mehr anzutreffen ist. Auch gab es damals noch wenig große Heerstraßen, am Wenigsten in einer einsam abliegenden Küstenprovinz, und zu einer solchen, zur Bretagne nämlich, gehörte dieser Wald. Auf Rasenwegen, welche zuweilen unkenntlich im bemoosten Boden der alten Buchenstämme verschwanden, einher reitend schienen sie sich nur nach dem Stande der Sonne zu richten. Diese bewies sich ihnen denn auch gefällig, und schien hell und klar, nach des älteren Herrn Versicherung ein seltnes Glück in der nebligen Bretagne,

wo man wie in England die Sonne meiſt nur verſchleiert erblicke. Sie neigte ſich in dieſem Augenblicke gegen Abend, im Rücken der Reiter, und ſchimmerte in rothgelber Pracht durch die Buchenkronen einen unabſehbaren Waldesabhang hinab. Die Vögel zwitſcherten noch einzeln, denn es war nicht nur ſpät am Tage, ſondern auch ſpät im Sommer, und minutenlang herrſchte jene Waldesſtille, welche in leiſem Flüſtern und Säuſeln dem Horchenden ſo Viel und ſo Ungewöhnliches zu verrathen ſcheint.

Ich habe nichts gehört! unterbrach endlich der dunkle ältere Reiter die Pauſe.

„Aber ich!“ entgegnete der Andere, ein Wenig ärgerlich über die Störung. „Ihr ſeid das Bücherleben und nicht das Waldleben gewohnt, Ihr hört ſie nicht die fernen, vereinzelten Laute, welche dem Kundigen eine fernab liegende Scene mit einem einzigen Hauche ſchildern.“

— Es geht mir wie Euch mit dem Gedankenleben, und Ihr antwortet hiermit auf Euren vorigen Angriff gegen die Macht der denkenden Forſchung. Die

Denker erfahren auch mehr als Leute, die nicht im Denken geübt sind. —

„Meinethalben! Nur bringt uns damit nicht neue Verwirrung in's Land; wir haben bereits genug damit zu thun, den widerspenstigen Adel zu regieren, bringt uns nicht auch die Priester auf den Hals, und macht uns nicht gar die einfältigen Bürgers- und Landleute kopfscheu. Dies Element wollen wir den grübelnden, kopfhängerischen Deutschen von Herzen gönnen; je mehr sie sich darüber die Haare zerzausen, und dem unreifen Spanier, ihrem blassen Kaiser zu schaffen machen, desto lieber soll's uns sein. Finden oder erfinden Sie was Apartes, so wollen wir's uns ansehn, wenn's fertig ist; es wird uns zurecht kommen, wenn's was Gutes ist, was ein sächsischer Mönch ausbrütet."

— Es ist aber nicht zu kaufen, wie auf dem Jahrmarkte, Jeder, der's haben will muß es in sich erleben und durchleben. —

„Nehmt Euch in Acht, Kanzellar, den König zu solchen Dingen zu verleiten! Er hört auf Euch und hört Euch gern, und ist Euch leidlich zu Willen für ein Wagstück, denn das Wagen lockt ihn. Aber

geht es so in's Weite und Unabsehbare, verschleppt sich das Ende, dann wehe Euch, wenn Ihr nicht auf die bitterlichste und gelegentlich furchtbar dreingreifende Ungeduld des Königs gefaßt seid."

— Habt keine Sorge, Admiral, wir sind nicht ungestüm, und wenn man geneigt ist, zu prüfen und zu wägen, so ist man deshalb noch nicht geneigt, in's Werk zu setzen. Zwischen Wissen und Thun liegen tiefe Klüfte, welche nur das Genie rücksichtslos überfliegt —

„Und seid Ihr kein Genie?"

Der Kanzler machte eine halb verneinende Bewegung mit dem Haupte. Sie waren unterdeß langsamen Schrittes weiter geritten, und die Sorge um Weg und Obdach verdrängte allmählig ein solches Gespräch. Sie kamen von der Küste, und wollten nach der Loire hinab. Ihre Diener hatten sich von ihnen verirrt, und Diener wie Herrn waren in der damals noch sehr unwegsamen Bretagne der wenigen Wege nicht kundig. Wenn nicht in Nantes, doch in Tours oder Blois hofften sie den König zu finden.

„Das ist eine Jagd, so wahr ich lebe!" rief der

jüngere Reiter, indem er von Neuem ſein Pferd anhielt, „ich höre den keifenden Laut eines Hundes, und es iſt nicht der gewöhnliche Bracken-Laut, der hinter dem Hirſche herjohlt, es iſt ein andrer, ſtärkerer, als ob Saupacker Angeſichts eines Ebers jagten!“

Der Abhang, an welchem ſie hinritten, wendete ſich plötzlich in einen ſcharfen Winkel, und ſie ſahen etwa tauſend Schritte abwärts zwiſchen den hohen Bäumen einen Waſſerſpiegel ſchimmern. Nur einzelne Sonnenſtreifen drängten ſich durch die dichtbelaubten Buchen hinab auf die ſchwarze Waſſerfläche, und dieſe gewann dadurch einen geheimnißvollen Reiz.

Die alten Celten, ſagte der Kanzellar, welche ſich am Längſten und Mächtigſten hier in der melancholiſchen Bretagne gehalten haben, begruben ihre Götter in ſolchen Waldſeen, wenn die profane Macht der Eindringlinge überdrängte, wahrſcheinlich ſchlummert auch da unten eine geſtürzte Gottheit —

„Sie regt ſich, ſie erhebt ſich, horcht!“ —

Wirklich wurde die Waldesſtille durch ein plötzliches Plätſchern des Waſſers unterbrochen, und zwar

ward das Plätſchern immer heftiger und ſtärker, und kam wie vom Sturmwinde getrieben den Reitern immer näher; die Pferde ſtutzten und ſpitzten die Ohren, der Kanzler ſchlug ein Kreuz vor ſeiner Bruſt, und der andre Reiter ſah geſpannten Auges nach dem halb verdeckten, in Grün und rothes Gold verhüllten Waſſer hinab. Das Geräuſch im Waſſer hörte an einer Stelle des Ufers auf, die undurchblickbar mit jungem Gebüſch verwachſen war, und verwandelte ſich in ein Trampeln und Knicken und Knacken, als ob ein Reiterregiment im Anzuge ſei. Der jüngere Reiter zog ſein Schwert, eine freudige Spannung lag auf ſeinem Antlitze, er ſchien errathen zu haben, was ſich nahe — es war ein Trupp hochgeweihter Hirſche, welche den Abhang herauf gerade auf die Reiter zu trollten, alte, ſchwere Hirſche mit dunklen, ſtarkbemähnten Hälſen und bemoosten Kronengeweihn. Er hielt das Schwert ihnen dergeſtalt entgegen, daß die Sonne darauf fiel, und ein Strahl aufblitzte mit überraſchendem Schimmer. Die Hirſche ſtutzten, und betrachteten die regungslos harrenden Reiter. Hoi ho! rief auf einmal der jüngere Reiter und ſchwenkte die

blitzende Waffe, und als ob eine Windsbraut unter ſie gefahren wäre, prallten die Hirſche auseinander, und jagten links und rechts an den Reitern vorüber, ſie ſolcherweiſe einen Augenblick einhüllend wie in ein Schlachtgetümmel. Dieſem Schrecken widerſtand das Maulthier des Kanzlers nicht, es machte einen unvermutheten Seitenſprung, entledigte ſich damit des Reiters, der auf Moos und Wurzeln unſanft niederflog, und jagte von dannen. Der jüngere Reiter aber wurde deſſen kaum inne, da der Laut von Hunden deutlich näher gekommen, neuer Lärm im Waſſer entſtanden, und ein mächtiger Keiler aus dem See hervorgebrochen war in derſelben Richtung, welche die Hirſche eingeſchlagen hatten, gerade auf den Kanzler los, welcher am Boden lag. Raſch war der Reiter von dem unruhigen Pferde herab und dem heranſchnaubenden Thiere einige Schritte entgegen geſprungen, hatte das rechte Knie auf dem mooſigen Boden, und ſein Schwert, ſchief nach vorwärts geneigt, auf dies rechte Knie geſtemmt, um ſolchergeſtalt das wilde Thier ſich aufſpießen zu laſſen. Wie ſchnell dies auch geſchah, noch ſchneller war all' dieſe Anſtalt der Ver-

theidigung über den Haufen geworfen. Die Waffe war zum ſichern Aufſpießen zu lang geweſen, war abgeglitten von der harzigen Bruſt des ungeſtümen Thieres, und ſtatt ſich tödtlich aufzurennen hatte der Keiler unſern Reiter um und um gerannt. Der Moment war bedrohlich genug: das Thier, aus mehreren Wunden blutend, und in jener vollen Wuth, welche dieſen Thieren, ſobald ſie ſchmerzlich verwundet ſind, eigen iſt, ſchien einen Augenblick zu ſtutzen und zu wählen, ob es den ſeitwärts geſchleuderten jüngern oder dem vor ihm liegenden älteren Herrn ſeine Hauzähne einbohren ſolle. Der Jüngere zog es auf ſich: er hatte ſich ſchnell wieder aufgerichtet, und obwohl er ſein Schwert eingebüßt, ſo ſchrie er doch den übermüthigen Jagdruf ihm entgegen „hier Sau! hier Sau!“ Der Keiler ſtürzte ſogleich auf ihn ein, der gewandte Mann aber ſprang zur Seite, und das leidenſchaftliche Thier ſchoß vorüber. Der Umkehr ſicher wollte er dieſen Augenblick benutzen, das niedergeworfene Schwert aufzuheben; aber das Herumſuchen mit den Augen, wie eifrig es auch geſchah, das Gehen und Greifen nach der Waffe dauerte doch

länger, als der Eber zum Umkehren und Wiederangriff Zeit gebraucht hatte, und die von Neuem ausweichende Bewegung des gewandten Mannes gelang nicht zum zweiten Male, er stürzte auf den Rücken, die unglücklichste Art des Falls, welche ihm begegnen konnte, und das grimmige Thier trat sogleich auf ihn und schlug ihn mit jenen entsetzlichen Zähnen, welche der Jäger Gewehr und Waffen nennt, und welche überaus gefährlich verwunden. Obwohl dies Alles im Laufe einer halben Minute vorgegangen war, so hatte diese kurze Zeit doch hingereicht, die verfolgenden Hunde heran zu lassen, und zwei große Saupacker von schmutzig gelber Farbe stürzten sich plötzlich mit voller Wucht und von beiden Seiten auf den Kopf des Ebers, ihre scharfen Fänge an den Gehören des Thieres tief einschlagend. Der Eber stieß einen grunzenden Ton aus, der furchtbar klang, da er Schmerz und Wuth zugleich bezeichnete. Der Schmerz schien so groß zu sein, und die Hunde schienen so fest zu halten, daß das Schwein mit erhobenem Kopfe bewegungslos stehen blieb, nur mitunter klappte es ohnmächtigen Grimmes Ober- und Unterkiefer auf

einander, gleichsam ein Zeichen, daß der Grimm in ihm noch Herr werden könne über den Schmerz. Neue Hunde kamen an, und griffen es fest an den Hinterläufen, so daß es nach dem Jagdausdruck vollkommen gedeckt war, ein Krieger, der in voller Kraft und Waffenrüstung ohnmächtig erschien.

Der jüngere Reiter arbeitete sich nun hervor, und stand bald, wenn auch übel zugerichtet, auf den Beinen. Sein Wams war zerschlitzt, sein Angesicht mit Koth und Blut besprengt, sein Muth aber schien ungebrochen, denn nachdem er sich mit einem Ausdrucke von Genugthuung das gefesselte Thier betrachtet hatte, raffte er das Schwert wieder auf, und schickte sich an, es dem Eber durch Lunge und Herz zu stoßen.

Haltet ein! rief der Kanzler, hört und seht Ihr nicht, Admiral, daß der Jagdherr gerades Weges daher kommt! Wir bedürfen seiner Gunst, denn wir sind beide verwundet, und unsre Thiere sind entflohn; wollt Ihr ihn muthwillig auf's Aeußerste erzürnen, daß Ihr das mühsam erjagte Thier vor seinen Augen tödtet? —

„Das will ich, Kanzellar! Ich habe die Noth der

Eberjagd empfunden, nun ſei auch die Freude mein, ſolchem Hauptſchweine den Fang zu geben. Dem Trotze eines bretoniſchen Lehnsherrn iſt ſolcher Aerger heilſam, und der König ſoll darüber lachen!"

Unter dieſen Worten war die reitende Jagd bis auf hundert Schritte heran gekommen, die Hüfthörner blieſen das jubelnde Signal, welches den Anblick des gefangenen Jagdthiers verkündet, und der Jagdherr ſprengte voraus, um ſein Vorrecht eigenhändig auszuüben. Er ſah zu äußerſtem Erſtaunen, daß ihm ein Fremder vorgriff, und daß der gewaltige Eber zuſammenbrach unter dem wohlgeführten Fangſtoße deſſelben.

Verwegener Menſch, was thuſt Du? rief er entrüſtet. Hundejungen, von den Pferden herunter, entreißt ihm das Schwert und gebt ihm die Peitſche!

Der Admiral war im Nu von einer Schaar Jagdburſchen umringt, und hatte Eile, ſich den Rücken an einer Buche zu decken, und die zudringlichen Buben ſich mit dem Schwerte vom Leibe zu halten.

„Seid Ihr ſo unbekannt mit der Welt" rief er, die Waffe wie ein fliegendes Rad ſchwingend, dem

Jagdherrn entgegen, „daß Ihr mir nicht ansehn könnt, ich sei kein Hintersasse, sondern ein Edelmann?"

Und wenn Ihr der König seid, Ihr sollt mir nicht in's Jagdrecht eingreifen, bevor ich's gestattet!

„Der König soll Euch empfindliche Antwort geben auf diese unziemliche Aeußerung!"

Der König muß wissen, und wenn er's nicht weiß, so soll er's lernen, daß diese Aeußerung nicht unziemlich ist im Munde eines bretonischen Seigneur, der auf seinem Grund und Boden steht, und der alleiniger Herr ist auf seinem Grund und Boden. Jungens, thut Eure Schuldigkeit und entreißt ihm das Schwert!

Die Zahl der Jagdleute, welche herbeigekommen und von den Pferden gestiegen war, hatte sich unterdeß so vermehrt, daß der Jagdfrevler von den Seiten bedrängt, an den Armen gefaßt und entwaffnet werden konnte. Es mischten sich auch die Hunde darein und es entstand ein Gewirr und Gelärm betäubender Art, in welchem der dreiste Fremde nicht eben zart behandelt wurde. Während dem war eine Dame auf munterem Zelter neben dem Jagdherrn angekommen,

und hatte neugierig und beſorgt ſich erkundigt, was dieſer Auftritt zu bedeuten habe, und wer dieſer von den Jagdleuten umher geſtoßene Fremdling ſei.

Ein Valois-Affe ſcheint's zu ſein, ſagte der Gebieter, und wandte kein Auge von dem bedrängten Admiral. Es ſchien, als ob ſein blaſſes, verlebtes Geſicht von einer beſondern Genugthuung belebt werde, und als ob ihm die Gegenwart der jungen ſchönen Dame dieſe Genugthuung noch erhöhe. Er hörte nicht darauf, als ſie ihn dringend bat, dem Auftritte ein Ende zu machen, ja es lag eine gewiſſe rohe Lüſternheit in dem Ausdrucke der ſchwarzen Augen, die er einen Augenblick auf ſie richtete, indem ſeine ſchmalen Lippen langſam die Worte betonten: Das iſt dem Schranzen heilſam, und ich kann ihm die Lection nicht angedeihen laſſen, ſobald ich ſeinen Namen gehört habe —

Dies geſchah denn auch ſo eben: Wie es ſchien mit großem Schmerze hatte ſich der Kanzler aufgerichtet, und er ſchrie aus Leibeskräften über das Getümmel hinweg: Im Namen des Königs von Frankreich, Friede!

Mehr neugierig als gehorsam hielten die Jagdleute inne, und gaben ihm Raum, allgemein verständlich fortzufahren: Admiral Bonnivet ist's, ein naher Diener und Freund des Königs, den ein bretonischer Edelmann dahier unedel behandeln läßt!

Hierauf machte der Jagdherr eine leichte Handbewegung gegen seine Leute, und wandte das schwarzbärtige Gesicht halb verächtlichen Ausdrucks nach dem Kanzler: Wer seid Ihr selbst, der so Unwahrscheinliches ungebührlich vorbringt? Admiral Bonnivet ist zwar von äußerst jungem Seigneur-Blute, aber er hat neben dem Könige so viel Jagdbrauch und Jagdrecht gelernt, daß er sich nimmermehr also vergehen wird, wie dieser Mann. Auch ist er, so viel wir hier zu Lande wissen, im Dienste des Königs nach England gesendet mit Kanzellarius Budé, kann also nicht in Frankreich betroffen werden auf fremder Wildbahn. Wer bist Du also, braunkuttiger Mann, der Du mir in's Angesicht lügst?

Ich bin der Kanzler Budé, von welchem Ihr sprecht, und dies mag Euch beweisen, wie voreilig Ihr Lügen straft.

Ich bin untröstlich, wenn Ihr recht habt! sprach hierauf der Seigneur, und die Augen zusammenkneifend, als ob er schärfer sehen wollte, ritt er dem Kanzler einige Schritte näher, ohne den verächtlich lächelnden Ausdruck seines Gesichtes zu verändern. Wahrhaftig! setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, jetzt erkenne ich Euch! Seid mir gegrüßt auf Chateaubriants Boden, der Euch so garstig bewillkommt hat.

Nun veränderte er in allen Stücken sein Benehmen gegen die Fremden, ließ nach den Thieren aussenden, welche entlaufen waren, sorgte dafür, daß dem Kanzler, welcher beim Falle auf eine Wurzel sich schmerzhaft am Fuße verletzt hatte, eine Tragbahre bereitet wurde, und drückte dem Admiral in wohlgesetzten Worten sein Bedauern aus, daß er ihn in so unangenehme Berührung mit den Fäusten seiner Jäger versetzt habe. Bei alle dem verschwand indessen vom bleichen Antlitze dieses Grafen Chateaubriant jenes schlimme Lächeln nicht, welches deutlich genug verrieth, er freue sich recht sehr, daß dem schönen Admiral Bonnivet solche Mißhandlung widerfahren sei. Besonders deutlich zeigte sich dies, als er

ihn seiner Gemahlin vorstellte, und seine Entschuldigungen mit großer Weitläufigkeit wiederholte.

Bonnivet schien alle üble Absicht in voller Ausdehnung zu übersehn, mußte aber gute Miene zum bösen Spiel machen, und der Anblick der jungen Gräfin schien ihm dies zu erleichtern. Sie war eine nicht blendende, aber sehr anziehende Erscheinung in dunklem Gewande auf weißem Rosse. Ihr Antlitz, obwohl es nicht blühend und frisch und nur leicht geröthet war von der Bewegung in freier Luft, zeugte von Jugend und hatte jene weichen, verschwimmenden Züge, welchen noch keinerlei Erfahrung Schärfe aufgeprägt hat. Dennoch schwebte um die braunen Augen und um die fest geschlossenen Lippen ein Schatten von Melancholie, welchen man für Anlage zu Schwärmerei gehalten hätte, wäre er nicht jeweilig von einem raschen Eintreten geistiger Gespanntheit, prüfender Schärfe verjagt worden. Er zeigte sich in dem Augenblicke, da der Graf ihr Bonnivet vorstellte, und schien zu fragen: war es nicht etwa Deine Absicht, bleicher Gemahl, mir die Bekanntschaft dieses schönen Mannes und den Eindruck desselben zu ver-

leiden, dadurch daß Du ihn zerzauſ't und erniedrigt von Diener-Fäuſten zum erſten Male vor mir erſcheinen ließeſt?

Bonnivet dagegen vergaß bei ihrem Anblick für die nächſte Weile ſeinen Groll, und gab ſich raſch den Aeußerungen einer befliſſenen Galanterie hin, wie ſie damals durch König Franz unter den höheren Ständen in Frankreich Mode wurde. Die Gräfin nahm ſie zurückhaltend und vornehm, aber mit Freundlichkeit auf; unter den rauhen Seigneurs der Bretagne, in deren Mitte ſie ſchon fünf Jahre lebte, war ſie an ſolchen Stil des Umgangs, welcher für jede Frau gefällig iſt, nicht gewöhnt worden, und in ihrer Heimath, dem Pyrenäenländchen Foix, war er ihr ebenfalls nicht begegnet, denn ſie hatte es mit vierzehn Jahren verlaſſen, um Gattin des ihr noch unbekannten Grafen von Chateaubriant zu werden. Die Galanterie hatte alſo für ſie allen Reiz der Neuheit.

Nachdem die Geſellſchaft des Kanzlers wegen langſam eine Viertelſtunde abwärts durch den Buchenwald geritten war, ſah ſie in einer rings von Wald umſchloſſenen und nur von niedrigen Hügeln unterbro-

chenen Ebene das Schloß Chateaubriant auf einer kleinen Anhöhe liegen. Die Abendsonne beleuchtete es eben vollen Glanzes, und hob die Kontraste, welche es auszeichneten, grell hervor. Es bestand nämlich aus einem alten und einem neuen Schlosse, welche nur im oberen Stockwerke durch eine schmale Brücke verbunden waren. Das alte Schloß, fast nur aus einem weiten runden Thurme bestehend, an den sich unregelmäßig einige niedrige Gebäude klammerten, sah vermoost, verwittert und schwarz aus. Das neue dagegen, in halb antikem, halb romantischem Stile, eine Ehe, welche damals die sogenannte Renaissance hervorzubringen begann, vor Kurzem erbaut, schimmerte heiter in frischem Gesteine. Plattes Dach, Arkaden, Gallerieen und zierliche Thürme gaben ihm ein lockendes Ansehn. Eine breite Wiese, über welche man weglos hinritt, zog sich ununterbrochen aufwärts bis ans Portal des Gebäudes, und der Fluß Chère, welcher links aus dem Forste hervorkam, wendete sich hier dergestalt, daß er sich hinter dem neuen Schlosse hinab schlängelte, und erst zwischen ihm und dem alten Schlosse unter jener Luftbrücke nach Nordwest

wieder hervorkam, um nun in voller Breite den Ankömmlingen ſichtbar an dem ſchwarzen Thurme des alten Feudalhauſes hinabzugleiten zu einzelnen dürftigen Häuſern, aus denen ſpäter die Stadt Chateaubriant ſich gebildet hat.

Ah, rief Bonnivet, als er deſſen anſichtig wurde, da iſt ja das ſtattliche Haus, von deſſen Beendigung Ihr uns vor fünf Jahren in Paris ſo Viel erzähltet, Graf Chateaubriant! Ihr ſpottetet damals über den alten Louvre-Thurm, um welchen her ein Schloß entſtehen ſolle und wegen Mangels an Geldmitteln noch immer nicht entſtehn könne, ſo daß der König mitten unter Gerichtsleuten und Bürgerpack in winkligem Palais wohnen müſſe. Ein bretoniſcher Herr, ſagtet Ihr luſtig, wohnt beſſer als der ſogenannte Herr von Frankreich, beſſer als der junge Herr von Valois!

„Iſt denn dieſer Ausdruck ſo gar auffallend, Herr Admiral, daß Ihr ihn nach fünf Jahren noch nicht vergeſſen habt? Wenn der junge Herr von Valois von Hauſe aus nicht reich und mächtig war, und unſrer Herzogin von Bretagne Brautgabe bedurfte für häusliche Einrichtung, iſt's da verwunderlich, daß er

als König von Frankreich ſchlechter wohnt als hundert andre Seigneurs des Landes? Ihr bemüht Euch umſonſt, den König auf Koſten der Seigneurie in die Höhe zu ſchrauben, er iſt oberſter Lehnsherr und nichts weiter, und Ihr macht ihm nur böſes Blut mit Euren Prätenſionen."

Ihr geht nicht mit der Zeit fort in der abgelegenen Provinz, Graf. Der Kanzler dort trägt einen Brief des Königs von England in ſeinem Gewande, welcher in ſeiner Ueberſchrift das Zeichen trägt, daß das Königthum in Europa zu größerer Macht kommt, als Euch Seigneurs von Schwert und Sporn begreiflich iſt. —

„Wir ſind Seigneurs von Land und Leuten, und gehen um mit denen von Schwert und Sporn, wenn wir gaſtfrei ſind gegen Diener des Königs."

Und ſeid Ihr nicht ſelber Diener des Königs?

„Ich diene Gott, meiner Ehre und meiner Dame; dem Könige des Reichs aber folg' ich nur, wenn er als Oberlehnsherr mein Schwert und meine Reiter fordern darf gegen die Feinde des Reichs — und

was iſt's für eine neumodiſche Ueberſchrift im Briefe des Königs von England an den von Frankreich?"

Er nennt ihn „Majeſtät!"

„Was iſt das? Iſt dies daſſelbe Wort, welches der Prieſter gebraucht, wenn er von Gottes Größe und Allmacht redet?"

Daſſelbe Wort.

„Gott ſchütz Euch im Hochmuth! Was würde der Graf von Tremouille ſagen, wenn ich morgen an ihn ſchriebe „Eure Seligkeit, Graf von Tremouille?"

Er würde Euch die „Seligkeit" ebenfalls geben.

„Schwerlich, und thäte er's, ſo hätten wir doch beide um kein Haar Seligkeit mehr als vorher, und der Valois ſoll um kein Haar Majeſtät mehr haben, weil ihn der Tudor jenſeits des Aermels ſo nennt, verlaßt Euch drauf, in den abgelegenen Provinzen ſind die Herren des Landes noch nicht geſtorben!"

Der König will ſich davon überzeugen, und reitet deshalb die Loire abwärts, die Touraine, das Saumurland, Anjou und Bretagne zu beſuchen — Ihr ludet ihn damals ein, Euer Schloß ſich anzuſehn für den Fall, daß er einmal ſelbſt eins bauen wolle. Ich

glaube, er iſt jetzt in dem Falle, und wenn Ihr erlaubt, wiederhole ich ihm jetzt Eure damalige Einladung.

Bei dieſen Worten ſahen der Graf und Bonnivet gleichzeitig auf einander und auf die Gräfin, als ob man von dieſer eine Aeußerung erwartete. Vielleicht verhinderte der zornige Blick des Grafen eine ſolche, wenigſtens ſchwieg die Dame, und er ſelbſt erwiederte nach kurzer Pauſe: Der Geſchmack für Architektur iſt ſeit fünf Jahren ſo verbreitet und vervollkommnet worden, daß das Schloß Chateaubriant nicht mehr ſo viel Anſprüche machen kann wie damals.

Man war unterdeſſen am Portal des Schloſſes angekommen, und ein Mädchen von etwa vier Jahren, welches mit großer Dreiſtigkeit den Reitern entgegen lief, nahm die Aufmerkſamkeit des Grafen und der Gräfin ausſchließlich in Anſpruch. Es war deren einziges Kind, ein ſehr wohlgebildetes anmuthiges Geſchöpf Namens Conſtance, an welches der Graf alle Zärtlichkeit, deren er überhaupt fähig war, zu verſchwenden ſchien. Er hob das Kind zu ſich auf's Pferd, und ritt mit ihm auf der Wieſe herum. Eine ſolche Abwechſelung war aber auch ſeinem Sinne von-

nöthen, wenn er die Pflicht der Gastfreundschaft mit nur einigermaßen erträglicher Laune gegen unwillkommene Gäste ausüben wollte. Es fehlte denn auch, als man des Abends in der Halle zu Tische saß, wiederum nicht an herben Gegenreden, und Bonnivet entschloß sich, am nächsten Morgen weiter zu reiten, da das fortdauernd zurückhaltende Benehmen der Gräfin keine Aussicht auf Eroberung zuließ. Dergleichen Absicht hegte er aber, ein verwöhnter Glücksritter, jeder schönen Dame gegenüber. Ein tieferer Blick in das Wesen dieser jungen Frau schien ihm versagt zu sein, denn ein solcher hätte ihm vielleicht bessere Hoffnungen eröffnet. Sie saß im weißen Gewande lange schweigsam zwischen den Männern, konnte aber wohl durch einzelne Antworten, durch plötzlich erweckte und wieder verschwindende Heiterkeit an jene Windharfen erinnern, die lange lautlos in verstecktem Thale stehn, aber Ton und Antwort lieblichster Art haben für jeden stärkeren Lufthauch, der sie auffindet. Der Kanzler Budé fand dies besser aus, und es gelang ihm auch um so mehr, sie in's Gespräch zu ziehn, je weniger der offenbar eifersüchtige Graf ihn, den älteren

unſcheinbaren Mann, in der Unterhaltung mit der Gräfin ſtörte. Er erzählte ihr von der Gedankenwelt in Paris, von den Streitigkeiten der Gelehrten über Kirche und Glauben, von den Nachrichten, welche man aus Deutſchland erhielt über die von einem Mönche angeſtiftete Kirchenrevolution, von den italieniſchen Künſtlern, welche der König nach Frankreich berufen hatte, vom Könige ſelbſt, von der geiſtreichen Schweſter, der lebensluſtigen Mutter deſſelben, von den intereſſanten Geſprächen an der Tafel des Königs, und ſie hörte auf das Schwere wie auf das Leichte mit gleich großer Aufmerkſamkeit; ſie ſchlug ein Kreuz, wenn ſie nach dem inneren Weſen der deutſchen Ketzer fragte, aber ſie fragte darnach, und horchte geſpannt auf Bude's Erklärung, und ſchien nicht abgeneigt, der Oppoſition gegen die Lehre vom Ablaß beizutreten. „Wenn ich den Meinigen untreu würde," ſagte ſie naiv, als ob es das zunächſt liegende Beiſpiel wäre, „wer anders könnte mich entſündigen, als ich ſelbſt! Giebt es nicht Dinge, die kein Menſch vergeben, und die nur der ſchuldige Thäter in ſich ſelbſt erledigen kann?"

Bei dieſen Worten erhöhte ſich die feine Röthe, welche ihrem Antlitze eigen war, und welche der überaus reinen und zarten Haut deſſelben jene Anziehungskraft der matten, ſogenannt ſchmachtenden Farben gab. Denn dies leichte Roth ſchimmerte nicht auf dem blendenden Weiß, wie es die bleichende Luft des Nordens den Frauen verleiht, ſondern auf einem dunkleren Tone der Hautfarbe. Was an durchſichtiger Lichtheit dadurch für uns verloren zu gehen ſcheint, das wird dem geübten Auge hierbei durch Kraft des Tones erſetzt, ja übertroffen, beſonders da dieſe junge Gräfin in Form und Bewegung alle Fülle und Lieblichkeit der Jungfrau und jungen Frau noch in ſich vereinigte. Nacken, Schultern und Arme waren voll, und doch nur voll in länglich geſchweiften Linien, wie ſie der jungfräulichen Schönheit, nicht in runden Umriſſen, wie ſie der reiferen Frauen-Schönheit eigen ſind. Nur Hals und Oberbruſt — la gorge, worauf die ſonſt nicht eben ſchönen Franzöſinnen ſo ſtolz ſind — verriethen in Kraft und Fülle das ausgebildete ſüdliche Weib, deren hohe Geſtalt von kräftigen Hüften getragen wurde. All dieſe Vermittelung zwiſchen

Jungfrau und Frau zeigte ſich geſammelt in dem zugleich fragenden und ſchmelzenden Blicke des lebhaften und doch ſinnigen Auges, in dem keuſchen Schluſſe der Lippen, welche ſich zuweilen raſch öffneten, und eben ſo raſch wieder ſchloſſen, als ob das Wort der Frage, welches auf ihnen geſchwebt hatte, ihrem Sinne plötzlich zu dreiſt erſchienen wäre. Dies geſchah namentlich, wenn ſie den Kanzler nach der Lebensweiſe und den Hauptperſonen des Hofes — eines Begriffs, der damals erſt in Frankreich entſtand — wenn ſie nach den Aeußerungen des Königs, des Connetables von Bourbon und ähnlicher durch Schönheit und Kraft ausgezeichneter Männer fragte. Ihr Gemahl hatte ihr ungünſtige Schilderungen davon gemacht, aber obwohl ſie deſſen Anſichten auf Treu und Glauben hinnahm, ſo ſchien ſie doch auch nach Andrer Meinung über dieſe Perſonen und Gegenſtände begierig zu ſein. Dieſer ernſthafte Kanzler ließ ja auch keine unbedachte Schilderung erwarten, und ſie glaubte, ſich ſeinem Urtheile und ſeiner Beſchreibung hingeben zu dürfen.

So dachte indeſſen der Graf nicht, dem das ſto-

ckende Geſpräch mit Bonnivet Muße ließ, der Unterhaltung zwiſchen Budé und der Gräfin zu folgen. Er miſchte ſich plötzlich hinein, und verwies dem Kanzler ziemlich herbe die einſeitige Schilderung des neuen Hoflebens. „Wir ſind," ſprach er, „Gott ſei Dank in der Provinz noch nicht ſo weit, die Sitteneinheit und anſpruchsloſe Welt des verſtorbenen Königs Ludwig vergeſſen zu haben", und je weiter der Todestag deſſelben zurücktrete, deſto allgemeiner werde das Beiwort „Volksvater" für König Ludwig.

Sind denn — unterbrach ihn Bonnivet — die Seigneurs in der Bretagne zu den Wünſchen und Anſichten der gemeinen Leute herabgeſtiegen, daß ein ſolcher Beiname ihnen beſſer gefällt, als der Beiname des „ritterlichen Königs", wie er unſerm Könige Franz aus allen Enden Europa's entgegenfliegt? Bei was ſchwört unſer König und Herr? Bei Edelmann's Treu und Glauben! Foi de gentilhomme! iſt ſeine höchſte Betheurung! Und dafür ſollte ihm nicht der Adel des Landes dankbar und ergeben ſein? Jetzt beſonders, da die gemeinen Leute ſich aller Orten und Enden breit zu machen anfangen?

„Wie ſieht jenes Hofleben," fuhr der Graf fort, als ob Bonnivet gar nicht geſprochen, „im Innern aus? Dergeſtalt, daß jeder auf Zucht und Sitte haltende Seigneur Weib und Tochter davor ſchützen muß wie vor Unrath und Verderbniß. Oder iſt des Königs Mutter, die luſtige Louiſe, jene Savoyardin, die gegen unſern Wunſch zur Herzogin von Angoulême erhoben worden, iſt jene Dame, welche den Staat hinter des Königs Rücken zu Grunde richtet, iſt ſie etwa eine Heilige mit ihrem Schweif von Ehrenfräuleins? Freudenfräuleins würden ſie wahrhaftig paſſender genannt!"

Nun in der That, rief Bonnivet lachend, es wird den Pariſern ſchwer werden, den noch vor fünf Jahren ſo luſtigen Grafen Chateaubriant wieder zu erkennen! Ihr geltet im Hôtel des Tournelles noch für einen der Seigneurs vom heiterſten Grundſatze, und man wird Euch dort über die Maaßen verändert finden —

„Das ſoll man auch. Ich mißbillige durchaus das dortige raffinirte Leben, ich mißbillige des neuen Regimentes Richtung, das ganze Leben auf bloße An-

muth und Zierlichkeit zu ſtellen, malen und bauen zu laſſen, als ob dieſe Nebenſache der Mittelpunkt des Lebens ſein müſſe, an Trachten und Meubles verſchwenderiſch zu ändern, als ob es ſich um Puppen ſtatt um Edelleute handle, das Künſtlervolk in den Kreis der Edelſten des Landes zu ziehn, es mitreden zu laſſen, als wäre es unter ſeines Gleichen, ja wohl gar die aufgeputzten Phraſen deſſelben dem ſchlichten Ausdrucke eines Seigneurs vorzuziehen!"

Verzeiht mir, Graf, erwiederte hierauf die Gräfin, und die leichte Röthe ihres Antlitzes erhöhte ſich, verzeiht mir einen beſcheidenen Widerſpruch: Iſt es nicht eben Aufgabe des Königthums, das zu ſchützen und zu fördern, was nicht auf den alltäglichen Erwerb angelegt iſt, was von dem alltäglichen Erwerbe nicht beſtehen könnte, und was doch durch ſeine Gedanken und Thaten den menſchlichen Sinn zu veredeln und zu erhöhen berufen iſt? So verhält es ſich ja wohl mit Kunſt und Künſtlern, und deshalb ſollte ich glauben, es ſei dem Könige angemeſſen —

„Sieh da, Frau Gräfin, wie dieſe aufgebauſchten Redensarten Euch ſchon geläufig ſind! Stammen ſie

noch aus der ſtrengen Erziehung vom Schloſſe Foix, oder ſind ſie ganz friſch Gebäck? Der Kreis einer Ehefrau iſt abgeſchloſſen von der Mauer ihres Hauſes; der Gott über den Wolken und Gatte und Kind auf Erden bilden ihre Welt! Was drüber hinausgeht, iſt für ſie vom Uebel, und ich werde ſorgen, daß Euch der Vorwitz nicht gefährlich werde."

Hier wurde Graf Chateaubriant in einer Rede unterbrochen, welche die Gräfin ſchmerzlich zu treffen ſchien, vielleicht doppelt ſchmerzlich, weil ſie in Gegenwart ſolcher Fremden und mit beleidigend höhniſchem Tone an ſie gerichtet wurde. Die Unterbrechung rührte von einem Diener her, welcher eiligſt eintrat, und dem Grafen berichtete, es kämen auf der Straße von Nantes Reiter mit brennenden Fackeln auf das Schloß zu geſprengt.

Wär' es der König? rief Bonnivet und ſprang an's Fenſter. Aufgeregten Anſehns folgte ihm der Graf. Wahrhaftig, rief Bonnivet, ich erkenne beim ſchwankenden Schimmer der Fackel den Wappenrock der königlichen Leute, es ſind die goldnen Lilien, welche ſo weit leuchten!

Madame, ſprach der Graf ſich raſch umwendend, Sie ſind krank, ziehen Sie ſich auf Ihr Zimmer zurück!

„Sie irren ſich, Graf, ich befinde mich wohl!“

Ich irre mich nie, wenn ich Ihnen rathe — gehorchen Sie mir!

Und mit dieſen Worten nahm er ſie bei der Hand, und führte ſie hinaus, ihr ſanfter zuſprechend während des Gehens, als die barſche Anrede erwarten ließ. Die Gräfin aber weinte dennoch.

2.

Tags darauf konnte man in Blois erfahren, daß es ein Irrthum gewesen sein mußte mit der Ankunft des Königs auf Schloß Chateaubriant: die Bewohner des freundlichen Städtchens hatten ihn erst noch am Morgen über die Loire hinüber reiten sehen nach den Wäldern in der Sologne, welche er von Jugend auf liebte, und in denen er am Liebsten den Hirsch jagte und dem Wolfe nachstellte. Die Sologne war ein ziemlich dürftiger aber dicht bewaldeter Landstrich, welcher am linken Loire-Ufer östlich von Blois begann, und welcher sich zwischen dem Beuvron- und Cosson-Flusse und weiter hinauf gegen Romorantin nach dem Lande Berry hin erstreckte. In Romorantin hatte König Franz unter den Augen seiner zärtlichen Mutter Louise von Savoyen, welcher damals der Hofhalt König Ludwigs durch dessen strenge

Gattin Anna von Bretagne verleidet war, einen Theil seiner Jugend zugebracht, und von daher schrieb sich vielleicht seine Vorliebe für diese Gegend. Ueberhaupt aber lebten die damaligen Könige von Frankreich noch nicht so ausschließlich in Paris, wie dies später geschah, obwohl „die gute Stadt" Paris schon Jahrhunderte lang unzweifelhafte Hauptstadt des Landes war. Der Vorschlag, Tours in der Mitte des Landes zur Hauptstadt zu machen, war wohl zu wiederholten Malen aufgetaucht, und die Könige vor Franz hatten sich vorzugsweise gern und lange an der Loire häuslich eingerichtet, Ludwig XI. auf dem Schlosse Plessis les Tours, einen Kanonenschuß südlich von Tours, und Ludwig XII. auf dem Schlosse von Blois, aber Paris hatte sein Recht und seine Stellung dadurch nicht verloren, und verlor sie auch später nicht, obwohl ein Valois, Heinrich III., Paris prinzipienmäßig von der wichtigen Stellung entsetzen, und von Blois aus die aufrührerische Hauptstadt, die Stadt der Guisen, seiner Feinde, regieren wollte.

Es ist dies wichtig gewordene Blois amphitheatralisch am rechten Loire-Ufer an ziemlich steilem Ab-

hange in die Höhe gebaut, enge Straßen führen links zum Schloſſe der alten Grafen von Blois, rechts zur Kathedrale hinauf, welche von teraſſenförmigen Gärten umgeben iſt, ein lieblicher Ort der Roſen und der Fernſicht, ein anmuthiges Stelldichein der Liebenden im ſechszehnten wie im neunzehnten Jahrhunderte.

Das Schloß hatte auch damals ſchon nur noch einen ſchwarzen Thurm aus der gothiſchen Zeit. Ludwig XII. hatte die Morgenſeite des Hauſes, welche man, von der unteren Stadt aufſteigend, zuerſt betritt, neu erbauen laſſen, und Franz war im Begriff, gegen Mitternacht einen neuen Flügel zu errichten, und einen jener berühmten Treppenthürme zwiſchen beide Flügel zu lehnen, welcher mit ſeiner à jour gefaßten Treppe Aufgang und Verbindung beider Schloßtheile bildete. Maurer und Steinmetzen waren in großer Anzahl daran beſchäftigt, und es gab auf dem Hofe, deſſen eine Seite frei auf die Stadt, und deſſen weſtliche Seite frei auf den gen Amboiſe und Tours hinablaufenden Strom hinabſah, ein klapperndes Geräuſch der Handwerker. Dieſes einen Triangel bildende Schloß war um die Zeit, welche wir

vergegenwärtigen, mit den Leuten des königlichen Hoflagers angefüllt. In dem älteren östlichen Flügel wohnte Margaretha, die Schweſter des Königs, welche gegen ihre Neigung mit dem unbedeutenden Herzoge von Alençon vermählt war; in dem nördlichen neuen Flügel aber wohnte der König und deſſen Mutter Louiſe, die ſtatt ihres Geburtsnamens den einer Herzogin von Angoulême führte. Der Luxus begann damals erſt in Frankreich, und man war noch nicht ſo verwöhnt, um das Geräuſch der am Dache und an dem Thurme arbeitenden Handwerker allzu beſchwerlich zu finden. Ja, die Herzogin Louiſe trat zu wiederholten Malen auf den Korridor heraus, und blickte auf den lärmenden Hof hinab, als ob ſie beſonderen Antheil an den Bauleuten nähme. Das war es indeſſen nicht, was ſie aus dem Zimmer trieb, ſondern ſie erwartete Jemand, und wie es ſchien mit großer Ungeduld, denn ſie war auch in ihrem Zimmer ſehr unruhig. Die Ausſicht, welche das große Fenſter dieſes Zimmers bot, bildete einen Gegenſatz zu dieſer Unruhe. Das Plateau des Schloßplatzes zieht ſich hinter dem Schloſſe noch einige hundert Schritt in den Uferberg

hinein, und hatte gegen die zerſtreuende Ausſicht und das Getreibe auf der Vorderſeite etwas traulich Heimliches. Ein Raſenplatz mit alten Nußbäumen zog ſich bis zu dem Kirchlein hinüber, welches in den Winkel des von dort wieder jäh aufſteigenden Berges gebaut und mit Ahorn- und Platanen-Bäumen beſchattet, ja halb verdeckt war. Das Gebüſch ging über dem Kirchlein weiter in die Höhe, und ein Chriſtus-Bild ſah traurig aus dem Gezweige hernieder auf Kirchlein, Raſenplatz und Schloß. Die Nordſeite des Schloſſes warf tiefen Schatten hierher, und wenn nicht einige Kinder geſpielt hätten, ſo wäre auf dieſer Seite die vollkommenſte Stille geweſen.

Herzogin Louiſe aber warf keinen Blick da hinaus; von Viertelſtunde zu Viertelſtunde rief ſie ihren Diener und fragte, ob jenſeits der Loire von Romorantin her noch keine Reiter zu ſehen ſeien oben vom neuen Thurme. Der Diener mußte es immer verneinen, und ſo kam der Abend herbei, und die Sonne ging unter, ohne daß ſich Reiter gezeigt hätten.

Herzogin Louiſe war eine volle, ſtattliche Frau, welche noch einige Anſprüche auf Schönheit hatte, und

noch alle Anſprüche darauf machte, obwohl ſie ſchon über vierzig Jahre alt und ein wenig ſtark geworden war. Scharfe Formen des Geſichtes, ſchwarzes Haar, brennende Augen, raſcher Gang und raſche Bewegung der Arme gaben ihr etwas Herausforderndes und Herriſches, welches allerdings durch einen einſchmeichelnden Ausdruck des Mundes, der hinter vollen Lippen ſchöne Zähne wies, gemildert wurde, ſobald ſie ſchmeicheln wollte. — Sie liebte den Luxus, und hatte noch bei Lebzeiten des verſtorbenen Königs Ludwig, eines bürgerlich beſcheidenen Mannes, und zu großem Mißvergnügen der wirthſchaftlichen Königin Anna Sammet und Seide getragen ohne feſtliche Veranlaſſung; wie denn aller äußere Schimmer und Glanz und der leichte vergnügliche Sinn des franzöſiſchen Adels von italieniſchen Prinzeſſinnen beſonders geweckt und gefördert wurde, ſo daß erſt dieſe ſavoyardiſche Prinzeſſin und ſpäter die beiden Mediceerinnen Catharina und Maria, die Gemahlinnen Heinrichs des Zweiten und des Vierten, in dieſem Betrachte einen unberechenbaren Einfluß auf die franzöſiſche Nation geübt haben. Man kann ſagen, daß vor dem jungen

Frankreich, welches unter König Franz aus italiſchen Einflüſſen ſich emporbildete, das fränkiſch-germaniſche Element bei Weitem das vorherrſchende in Frankreich war, und daß erſt von der unter Franz allgemein, nicht bloß in einzelnen Kunſttheilen bewirkten Renaiſſance die franzöſiſche Nation eine vorherrſchend romaniſche wurde.

Louiſe war in ſchwarzen Sammt gekleidet und trug die Schultern und Arme gegen altfranzöſiſche Sitte entblößt. Ihre vollen Leibesformen boten ſich dafür ganz gefällig, und als der wieder eintretende Diener melden mußte, die Dunkelheit geſtatte ihm nicht ferner auszuſchauen vom Thurme, und Kerzen auf den Tiſch ſetzte, da machte die übrigens ſchlimm ausſehende Frau bei dem röthlichen Kerzenlichte wohl noch den Eindruck, welchen das Tageslicht vermindern mochte, den Eindruck einer gebieteriſchen Schönheit.

„Rufe den Herrn Kanzler Duprat!“ ſprach ſie hierauf zum abgehenden Diener und ſetzte ſich haſtig auf einen jener hohen Stühle mit ſteifer Lehne, wie ſie in neuerer Zeit wieder in Mode gekommen ſind, und blieb unbeweglich ſitzen, bis Duprat, der Kanzler des

Parlamentes, die erſte juriſtiſche Perſon des Landes, eintrat.

„Er kommt nicht, Duprat!“

Er wird kommen! entgegnete dieſer, ein kleiner blaſſer Mann, mit braunrothem Haar und Barte, auf deſſen Antlitze eine unangenehme verächtliche Gleichgültigkeit und unwandelbare Selbſtgenügſamkeit ausgeprägt waren, dergeſtalt, daß das Antlitz wie eine ſtehende Maske durch keinerlei Wendung des Geſprächs oder deſſen, was ſich ereignete, verändert wurde — er wird kommen, denn er fühlt die Schlinge um den Hals, und er fühlt, daß ſie ſich enger und enger zieht, je weiter er ſich von Blois entfernt.

„Er iſt zu vornehm, um an die Kraft einer juriſtiſchen Schlinge zu glauben.“

Ich habe ſchon lange genug das Parlament geleitet, um den vornehmen Seigneurs den Glauben einzuprägen, es ſeien die Formen des Rechts von Eiſen, das wir ſchmieden, und gegen welches kein Hochmuth aufkomme, ſei er noch ſo herrlich.

„Wird denn auch Chabot de Brion den Stand

des Prozesses ihm überzeugend genug entwickelt haben? Brion ist leichtsinnig" —

Ich habe ihm zu deutlich gemacht, daß des Connetables Erbe verloren sei, wenn er sich nicht mit Euch verbünde, und solchergestalt der Prozeß niedergeschlagen werde. Desgleichen hab ich Matignon, den bretonischen Herrn und des Connetables vertrautesten Freund unterrichtet, er muß überzeugt sein, und ist sicherlich bereits auf dem Wege hierher.

„Ach was! Er hat einen Kopf von Buchenholz dieser Connetable, juristische Ueberzeugung dringt nicht hinein — und das Recht auf die Erbschaft, welche wir ihm nehmen wollen, es ist spitzfindig und zweifelhaft" —

Je spitzer es ist, desto schärfer verwunden wir damit, je zweifelhafter, desto mehr ist es in unsrer Gewalt. Wenn Sie, gnädigste Frau, sich nicht zutraun, ihn zu —

„Was, Antoine Duprat?"

Ihn zu Ihren Füßen zu sehen vermittelst bloßer Schönheit, Liebenswürdigkeit und Drohung, so gedulden Sie sich vier Wochen; ich verspreche, in

dieſer Zeit den Spruch heraus zu bringen. Dann iſt dem Connetable kein Zweifel mehr übrig, und mit Eurer Hand gewinnt er den verlornen Prozeß und die verlorenen Güter wieder.

„Ihr verſteht Euch ſchlecht auf Lebensformen und Charaktere, Duprat. Der Connetable empört ſich eher, als daß er ſich geſchmeidig einem ſo harten Spruche unterwerfe und — ein erzwungener Mann, mein Freund, iſt nicht mein Mann!“

Bei dieſer Rede trat ein beſtäubter Reitersmann auf die Schwelle des Zimmers. Es war Chabot de Brion, ein Liebling des Königs, welcher von der Herzogin Louiſe nach dem Bourbonnais geſchickt worden war, um den Connetable Karl von Bourbon, deſſen Hand und Liebe ſie erzwingen wollte, nach Blois zu nöthigen. Er verkündigte ihr jetzt lächelnd, daß der Connetable eben vom Pferde ſteige und binnen einer Viertelſtunde bei ihr ſein werde.

Sie verabſchiedete ſogleich die beiden Männer, nachdem ſie ſich noch von Duprat eine Pergamentrolle hatte einhändigen laſſen. Darauf ſtand in kurzen Worten verzeichnet, unter welchen Rechtstiteln ſie

und der König die Hauptbesitzungen Karls von Bourbon in Anspruch nahmen. Karl von Bourbon nämlich war von Hause aus nur Graf von Bourbon-Montpensier, und war als solcher keineswegs im Besitz der Herzogthümer Bourbon und Auvergne gewesen, welche einen großen, gebirgigen Theil des südlichen Frankreich einnahmen und eine der mächtigsten Seigneurieen des Landes bildeten. Aber das salische Gesetz, welches nur männlichen Nachkommen die Erbschaft gestattet, war in der Familie herkömmlich, und da Peter, der letzte Herzog von Bourbon, nur eine Tochter, Susanne, hinterlassen hatte, so trat Graf Karl als nächster Vetter nach Peters Tode in dessen Rechte. Dieses Besitzrecht war noch fester dadurch genietet worden, daß Karl Susanna heurathete, und blieb denn auch unangetastet, so lange die Heurath bestand. Aber Susanne starb, und obwohl sie ein Testament hinterließ, in welchem sie all ihre Rechte und außer diesen auch alle Besitzthümer, welche andereu Ursprungs und nicht dem salischen Gesetze unterworfen waren, ihrem Gatten zuschrieb, so war doch mit diesem Tode allen Widersachern Bourbons das Signal zum An-

griffe gegeben. Unter dieſen Widerſachern ſtand oben an Louiſe von Angoulême, welche vor zwanzig Jahren wohl eine Zeitlang auf vertrautem Fuße mit ihm geſtanden, dieſe Vertraulichkeit aber völlig eingebüßt hatte durch ihren leichtſinnig wechſelhaften Lebenswandel und durch die Verheurathung Bourbon's. Bourbon war ein ſtrenger, herber Mann, welcher den munteren Sinn der Jugend zeitig ablegte und ſich zum Oefteren nachtheilig über die Vergnügungsluſt der Madame von Angoulême äußerte. Dieſe nun machte ſelbſt Anſpruch auf die Erbſchaft, da ſie eine leibliche Couſine Suſanna's, und deshalb von näherer Verwandtſchaft mit dem Bourbonſchen Herzogshauſe war als Karl von Bourbon. Die Nebenbeſitzungen waren ihr auch ſchwer zu beſtreiten, nur für die Hauptbeſitzungen ſtand ihr das ſaliſche Geſetz im Wege, und gegen dieß Hinderniß hatte ihr der juriſtiſch überaus verſchmitzte und im Weſentlichen gewiſſenloſe Duprat Verfahren und Beweisgründe aufgezeichnet, welche ſie jetzt in der Hand hielt und betrachtete. Sie wünſchte nicht, daß es zu den äußerſten Formen des Prozeſſes kommen möchte, und hoffte

einerseits durch Schrecken, andrerseits durch Hinweis auf sichern Gewinn und auf frühere Neigung den Connetable zu der vorgeschlagenen Ausgleichung durch Heirath zu bewegen. Zum Erschrecken nämlich diente ihr ein vages Gerücht, welches bereits entstanden war, und welches dahin lautete, der Connetable sei, mißvergnügt über das französische Regiment, in Unterhandlung getreten mit Kaiser Karl, dem Erbfeinde Frankreichs. Eine Hindeutung, daß der König dies Gerücht kenne, und bereits näher erforsche, mußte dem Connetable die größte Gefahr zeigen, denn er war des Landesverraths schuldig, sobald es sich bestätigte.

Der stämmige, bärtige Mann, welcher in unscheinbaren Kleidern bei der Herzogin als Connetable, Herzog von Bourbon eingeführt wurde, sah indessen nicht aus wie ein Mann, der so leicht etwas fürchtete, oder leicht sich einschüchtern ließe, oder auch den Verführungen der Liebe leicht zugänglich sei. Er war von mittler Größe und von jenem Wuchse, welchen die Franzosen viereckig, und welchen wir vierkantig nennen. Das verbrannte, halb im Barte versteckte

Geſicht hatte grobe Züge, und drängte ſich über den Augen finſter zuſammen; als der Diener die Thür öffnete, zog der Connetable langſam den breitkrämpigen Filzhut, den er gegen die Gewohnheit der damals modernen Art ſelten und ungern mit dem Barett vertauſchte, vom buſchigen Haar, und trat langſam und ohne beſonders zu grüßen ſporenklingend bis in die Mitte des Zimmers, welches der wohlunterrichtete Diener auf einen Wink der Herrin ſorgfältig hinter ihm geſchloſſen hatte.

Karl von Bourbon war nicht geiſtreich, aber er beſaß die Kraft des Schweigens. Die Herzogin hatte viele Wendungen und Worte zu verſchwenden, ehe ſie ihn zu näherem Eingehn bewegen konnte, und es wurde dies Eingehn nicht ein freundliches, vertrauliches oder gar zärtliches, wie dies eine Jugendgeliebte, welche noch ſchön in Formen, und welche im einſamen Zimmer allein iſt mit dem Manne früherer, wenn auch nur flüchtiger und ſinnlicher Neigung, erwarten konnte, nein, es wurde ein heftiges und zorniges, welches endlich aus dem Connetable hervorbrach wie ein verhaltenes Gewitter.

Es wird Euch nimmermehr gelingen, Madame von Angoulême — rief er aus — das Parlament zu juriſtiſchen Kniffen und ſchreiender Ungerechtigkeit herabzuwürdigen.

„Gott bewahre uns auch vor ſolchem Verſuche!“ entgegnete ſie.

Nun, auf was hofft Ihr denn ſonſt? Könnt Ihr das ſaliſche Geſetz, welches von den fränkiſchen Zeiten her in unſrer Familie herrſcht, könnt Ihr's aus dem Gedächtniſſe des Parlaments und der Franzoſen wiſchen, wie man mit einem Schwamm geſchriebene Worte von einer Tafel wiſcht?

„Im Gegentheile, wir wollen das ſaliſche Geſetz zu Ehren bringen.“

Das heißt? —

„Der König, mein Sohn, wird als ſaliſcher Herr auftreten. Herzog Peter, Suſanna's Vater, war ja doch vermählt mit Anna von Frankreich aus dem königlichen Hauſe, mit ihr zeugte er Suſanna, nachdem im Ehekontrakte verſprochen war“ —

Was?

„Die Bourboniſchen Domainen ſollten an's königs-

liche Haus fallen, wenn aus dieſer Ehe keine männliche Nachkommenſchaft erwüchſe. Iſt es nicht ſaliſch, wenn morgen der General-Advokat im Namen des Königs vom Parlamente das Herzogthum in Anſpruch nimmt?"

Bei dieſen Worten ſtand der Connetable heftig von ſeinem Stuhle auf, und die Hand ausſtreckend, die Lippen öffnend, als wollte er etwas Arges ſprechen, blieb er vor der ſitzenden Herzogin ſtehn, und ſeine flammenden Augen ruhten verzehrend auf ihr. Aber er ſprach die Worte nicht aus, die auf der Lippe ſchwebten, und die Herzogin ergriff ſanft ſeine Hand, und bat ihn, ſich wieder zu ſetzen, ruhig zu ſein, ruhig zu prüfen; man werde jetzt nicht härter ſein gegen das Haus Bourbon als Ludwig XII. es geweſen, wenn der Chef des Hauſes ſich nicht in feindſeligem Widerwillen vom königlichen Hauſe zurückziehe. — Die ſchöne, volle Hand der Dame übte noch etwas von ihrer früheren elektriſchen Kraft auf dem Connetable, der Zorn entwich ihm, und er küßte die ſtreichelnde Hand. In der That ſtand das Gedeihn oder Nichtgedeihn ſeines ganzen übrigen Lebens auf dem Spiele, bei dieſer Zuſammenkunft. Mehr grollend als zornig

warf er dem Könige vor, daß er ihn vernachläſſige, daß er junge unerfahrene Emporkömmlinge wie Bonnivet und Brion mit den wichtigſten Aufträgen und Unternehmungen betraue, daß er ihn, die erſte militairiſche Würde Frankreichs, daneben in Unthätigkeit und Nichtachtung laſſe, ja daß es im ganzen Reiche nicht einen geringen Diener gebe, dem der Sold ſo unregelmäßig ausgezahlt, ſo hartnäckig vorenthalten werde wie ihm, dem Connetable von Frankreich!

„Und doch hat Euch mein Sohn zum Connetable ernannt! Stellt Euch doch nicht ſelbſt ſo herunter, Karl, daß Ihr um Sold fragt und klagt. Dem Diener eben zahlt man, mit dem Freunde des Hauſes rechnet man nicht" —

Freund des Hauſes? — Nimmt der Freund dem Freunde Hab und Gut?

„Er nimmt es, um das Genommene dem Freunde zu ſchenken — — hat Euch Brion nicht davon geſprochen, wie wir unſre Herzogthümer vereinigen wollen unzertrennbar, gleich wie jetzt unſre Hände vereinigt ſind? Erſchwert es mir nicht dergeſtalt, Karl, Euch Hand und Gut entgegen zu tragen!"

Madame —

Das Taſchentuch glitt ihr bei dieſen Worten vom Schooße hinab, und fiel ihr auf den vorgeſtreckten Fuß. Der Connetable war kein galanter Mann, er gehörte nicht zur Renaiſſance der anmuthigen Formen in Ritterſitte, aber er war doch in den Ueberlieferungen des untergehenden mittelalterlichen Ritterthumes erzogen, und bückte ſich nach dem Tuche. Die großen Reiterſtiefeln, welche er unhöflich genug zu dem Beſuche nicht abgelegt, erſchwerten ihm das Bücken, und er mußte ſich auf ein Knie niederlaſſen. Die gewandte Dame nahm dieſe Huldigung ſogleich wichtiger auf als ſie gemeint war, legte ihm die Hände auf die Schultern, ſo daß ihre Arme ſein Haar berührten, ſagte ihm einige ſüß dankende Worte, und hielt ihn dergeſtalt länger in ſolcher Stellung feſt, als ſeiner urſprünglichen Abſicht gemäß und als ſeinem unzärtlichen Blute förderlich war. „Ihr wißt es, Karl" — ſetzte ſie ihr Haupt zu ihm niederbeugend hinzu — „daß mich mein Sohn der König wie ein guter Sohn gewähren läßt auch in den großen Fragen der Regierung, wir werden zuſammen, ein

glückliches Kleeblatt, das Land beherrschen, unsre Freunde fördern, unsre Feinde züchtigen!"

Aber Eure Freunde sind meine Feinde!

„Das wird sich ändern; Leute wie Bonnivet werden sich Euch in anderm Lichte zeigen" —

Nimmermehr verkehr' ich in Gutem mit diesen geleckten Emporkömmlingen! rief der Connetable aufspringend. Der Name Bonnivet's, den er grimmig haßte, zerriß mit einem Male das Netz, welches sich zu seinem Vortheile leise um ihn schlang.

Hiermit war alle beginnende günstige Stimmung zerstört. Die Herzogin, welche Bonnivet ebenfalls als einen ihr stets gefälligen Liebling und schönsten Mann des Hofes lebhaft beschützte, war auch aufgesprungen bei diesem barschen Ausdrucke, und erwiderte in der ersten Wallung des Unmuthes dem Herzoge nicht minder empfindliche Worte. Rede und Gegenrede wurde immer heftiger: sie warf ihm vor, daß er durch Aufwand in Gefolge und Schmuck, den er an seinen Leuten in's Hoflager bringe, den König zu überbieten trachte, daß er einen zweiten König spielen wolle,

und damit gerechten Zorn und gerechte Strafe herausfordere. Er erwiderte ungeſtüm, daß ihm Niemand darein zu reden habe, daß der König ſein Lehnsherr, nicht ſein Souverain ſei, daß die gerechte Strafe, von der zu reden ſie ſich erlaube, nichts ſei als niedrige Rache für beleidigte Eitelkeit, und daß es ihm nicht im Entfernteſten zu Sinn ſtehe, durch Kuppelei ſeinem guten Rechte etwas zu vergeben.

Dies letzte gröbliche Wort entſchied für immer: es trieb der Herzogin die Zornesgluth in's Antlitz, und ſie befahl ihm, auf der Stelle aus ihren Augen zu gehen.

Möge die Lection Euch beſſern! ſagte der übel berathene Mann noch im Hinausgehen, und befahl dem Ritter ſeines Gefolges, welcher auf dem Korridor ſeiner harrte, die Pferde ſogleich wieder vorführen zu laſſen. Das Gerücht über Unterhandlungen, in welche er mit Kaiſer Karl getreten ſei, trieb ihn, ein Zuſammentreffen mit dem Könige, der von der Jagd zurück erwartet wurde, zu vermeiden; denn er wußte nur zu gut, wie begründet dieſes Gerücht war, und wie er hier mitten im Hoflager einer heftigen

Wallung des Königs, welche die Herzogin Louiſe zu erregen nicht ermangeln würde, preis gegeben ſei.

Es gelang ihm nicht, hinwegzukommen: ſchon hatte er den Fuß im Steigbügel, da ſchmetterten die Jagdhörner durch den Thorweg herein, und in der rothen Beleuchtung von Kienfackeln erſchien auf hohem Roſſe König Franz.

Sieh da, Vetter — rief er — Ihr in Blois! Und wollt ſchon wieder fort? Nicht doch! Seid mir willkommen!

Und bei dieſen Worten war er vom Pferde geſprungen, und hatte dem ſich verbeugenden Connetable die Hand entgegen geſtreckt. Er ließ die Hand nicht wieder los, und ſprach lachend: Ihr ſollt ſogleich dafür beſtraft werden, daß Ihr ſo ſelten kommt, und bei ſeltnem Beſuche ſo eilig entweichen wollt, Ihr ſollt die Spiele, welche meine Schweſter veranſtaltet und welche Euch herbem Kriegsmanne von keinem Reize ſind, Ihr ſollt ſie auf der Stelle mitma-

chen. Dies ſei Eure Strafe, ſchlimmer Vetter und Lehnsmann! 's iſt eben die Zeit, in welcher meine Margarethe ihre Zunft verſammelt, der Abend iſt windſtill und warm, wir werden ſie im Freien hinter dem Schloſſe finden; gebt mir Euren Arm!

So führte er den widerſtandsloſen Connetable, der dieſe theils ironiſche, theils gutmüthige Sorgloſigkeit halb zum Teufel wünſchte und halb rührend fand, zum Thore hinaus und links um die Schloßecke nach jenem heimlichen Plateau hinter dem Schloſſe, welches vom Fenſter der Herzogin Louiſe geſehen wurde. Er war ſehr guter Laune, der König, und ſtand damals in voller Blüthe jugendlicher Kraft und Pracht, ein hoher, ſchöner Mann voll Lebens- und Thatendrang, voll Sinn für Alles, was Geiſt und Herz beſchäftigen kann. Die vortrefflichen Bilder, welche von ihm auf uns gekommen, und welche alle dem Meiſter-Portrait Titian's nachgebildet ſind, ſchildern keineswegs den Franz damaliger Zeit, welcher noch in aufſteigender Jugend und Königsherrlichkeit begriffen war. Im Titian'ſchen Bilde ſchmeckt ſich ſchon das Anſäuerliche ſpäterer Sorge hindurch, die

erlebten Täuſchungen haben ſchon einen leiſen Hohn über die Züge gebreitet, die ſchöne Naſe iſt ſchon ſchärfer und größer wie trotzend hervorgetreten, und die Sinnlichkeit um Augen und Mund, früher nur dreiſt, hat im Bilde bereits etwas Freches und Faunenhaftes.

Der ſtille Platz unter den Nuß- und Ahornbäumen hatte ſich artig verwandelt mit der einbrechenden Nacht: Pechpfannen erleuchteten ihn über und über, Teppiche bedeckten den Erdboden, und ein rothſeidenes Zelt, in deſſen Hintergrunde Erfriſchungen aufgeſtellt waren für das Belieben eines jeglichen hinzutretenden Gaſtes, lockte in den Winkel unter dem Kirchlein. Neben dem Zelte aber ſtand oder ſaß eine Gruppe Damen und Herren, und die Sitzenden, welche nicht auf Stühlen, ſondern auf Kiſſen mehr ruhten als ſaßen, gemahnten den Fremdling an die Mährchen-Geſellſchaften des Morgenlandes. Wirklich hatte auch dieſe Geſellſchaft einen Zweck, wie Sheherazade's Kreis der tauſend und einen Nacht. Margaretha, des Königs Schweſter, eine hochgewachſene, wohlgebildete Dame ſaß in der Mitte, und war die Herrin und

Seele dieser Zusammenkünfte. Sie war eine Frau von gebieterischem und doch lieblichem Ernste, welche die munterſten Dinge lächelnd gewähren ließ, obwohl ſie ſelbſt den ernſthafteſten und ſtrengſten Dingen nachtrachtete. Sie war um einige Jahre älter als ihr Bruder, und war durch eine ihr unerwünſchte Vermählung und durch ein gedankenvolles Naturel frühzeitig zum Verkehr mit Gelehrten und Künſtlern und zur vorherrſchenden Theilnahme an deren Intereſſe gedrängt worden. Damals ſchon wurde ihr ſcherzhaft nachgeſagt, ſie ſei auf Seiten der in Deutſchland und der Schweiz begonnenen Reformation, und der oberflächliche Sinn wußte es nur nicht zu reimen, wie ein und dieſelbe Dame die Reize des ſinnlichen Lebens und der daraus entſtehenden Künſte mit Vorliebe ſchildern und doch einer religiöſen Richtung zugethan ſein könne, welche all jenen Lebensreizen den Untergang drohte. Darin aber beſtand eben ihr reiches Naturel, daß ſie, ihrem Bruder überlegen, ſolche Gegenſätze friedlich in ſich verbinden konnte. Sie begrüßte anmuthig die Hinzutretenden und lud ſie zum Sitzen ein. „Unſer würdiger Freund Duchâtel“ — ſagte ſie, auf

einen alten Herrn deutend, welcher ſich verneigte — „hat heute zuerſt das Wort, um uns eine Erzählung vorzutragen.“

Es geht alſo heute ernſthaft zu — ſagte hierauf König Franz — denn Freund Pierre befaßt ſich nicht mit luſtiger Waare. Ich hoffe, Meiſter Clément, Du wirſt uns ſpäter Deine leichtfertigen Dinge nicht vorenthalten!

Dieſe Worte waren an einen kleinen, verſchloſſen und liſtig ausſehenden Mann gerichtet, dem der Schalk hinter den leicht beweglichen Naſenflügeln ſitzen mochte, und der ſich bei der Anrede des Königs außerordentlich tief verbeugte.

Der Connetable, welcher in dieſen Kreis ganz dem Alltagsausdruck gemäß, wie die Fauſt auf's Auge paßte, und welchen in dieſem Augenblicke nichts in der Welt weniger intereſſirte, als ein Geiſtes-Turnier mit Erzählungen und Phraſen, er war in peinlicher Stimmung. Er kannte König Franz von deſſen Jugend auf, er wußte ſehr wohl, daß dieſes jungen Königs Manieren äußerſt ſchwer zu durchſchauen, äußerſt ſchwer zu berechnen waren. Niemand in der Welt

konnte ſagen: dies iſt jetzt des Königs eigentlichſte Stimmung und Laune und Abſicht; obwohl frank und frei in ritterlicher Geradheit, war König Franz doch ein immerwährender Künſtler ſeiner ſelbſt, wie er im Allgemeinen eine Künſtlernatur war durch und durch. Nicht daß er falſch und verſtellt geweſen, nein, aber das einfache und gedankenloſe Benehmen war außer ſeiner Natur, er genügte ſich ſelbſt nicht, wenn ſein Verhältniß zu Freund und Feind nicht fortwährend eine mannigfach bedeutungsvolle Form hatte, es gehörte zu ſeiner künſtleriſchen Exiſtenz, nach allen Seiten und fortwährend eine neue, unerwartete Bedeutung für ſich ſelbſt zu erſchaffen. In dieſer unberechenbar ſchöpferiſchen Laune ſeines Naturels lag der Widerſpruch gegen eine Wiedergeburt des mittelalterlichen Ritterthums, die er zu bezwecken glaubte. Er hegte irrthümlich ſolchen Glauben, weil er reicher war als die Vorſtellung, die er von ſich ſelbſt und von der Welt zu faſſen wußte.

Und wie mußte des Connetables Beſorgniß geſteigert werden, als Peter Duchatel im Beginn ſeiner Erzählung unterbrochen wurde durch die Ankunft ei-

nes Mannes, den der König zu heimlichem Gespräch sogleich bei Seite führte, und der Niemand anders war als des Connetables Todfeind, der Admiral Bonnivet.

Bonnivet kam spornstreichs aus der Bretagne, wo ihn auf Chateaubriant einer der entgegen geschickten Boten des Königs aufgefunden und eiligst nach Blois beschieden hatte. Bourbon war unterrichtet, daß Bonnivet in der Bretagne gewesen sei, er hatte, ganz wie die Herzogin Louise angedeutet, ein übles Gewissen in Betreff einiger bretonischen Edelleute, die mit ihm unter einer Decke gegen den König spielten, er durfte vermuthen, daß Alles in einem genauen Zusammenhange zu seiner Lage und Person stehe, und daß er nur durch Höflichkeit zurückgehalten werde, bis der König den Verrath klar übersehe, um alsdann stracks gegen die Person des aufrührerischen Vasallen zu verfahren. Er blickte einen Augenblick forschend umher, ob es möglich sei, sich ungesehn aus dem lästigen Kreise zu entfernen. Aber sein stolz-trotziger Sinn hätte dies ohnehin nicht gestattet, wenn auch die Pechpfannen weniger hell geleuchtet hätten. Zudem redete

ihn die Herzogin Margaretha bereits zum zweiten Male an; er war so mit seiner Lage beschäftigt, daß er ohne die Vermittelung Meister Clément auch diese zweite Ansprache überhört haben würde, und daß er unpassend genug antwortete, auf's Neue verstört durch die Rückkehr des Königs und Bonnivet's zur Gesellschaft.

Kennt Jemand die junge Gräfin Chateaubriant? sagte der König. Bonnivet rühmt sie als ein Ideal von Anmuth und Liebenswürdigkeit. Uebertreibt er?

Gewiß nicht! erwiederte rasch Meister Clément.

Du kennst sie? Was Du nicht Alles kennst! Und ich weiß nichts von dieser schönen Blume in meinem Reiche? Graf Chateaubriant gehört wohl zu den mißvergnügten kleinen Königen Frankreichs?

Alles schwieg.

Ich hab ihn seit der Krönungsnacht in Rheims nicht wieder gesehn. — Ihr werdet ihn wohl kennen, Vetter Bourbon?

Nein! erwiederte der Connetable barsch.

Nicht? — Und bei diesem Worte ruhte des Königs Blick forschend auf dem Antlitze des Connetables,

während sein Mund die gleichgültigen Worte sprach: Wir hören, lieber Duchatel!

Peter Duchatel begann auf dieses Zeichen sogleich seine Erzählung folgendermaaßen:

„Es handelt sich um die absonderliche Art Erfindung eines Edelmanns, seine Liebe einer Königin zu erklären, und wie dies ablief.

Am Hofe von Kastilien war ein Edelmann, so vollkommen an Schönheit und guter Beschaffenheit, daß man in ganz Spanien seines Gleichen nicht finden konnte. Jedermann bewunderte seine Vorzüge, und noch mehr die absonderliche Fassung derselben. Denn man kannte nicht eine einzige Dame, die er geliebt oder ausgezeichnet hätte. Und doch waren an dem Hofe solche, vor denen Eis schmolz. Elisor hieß jener Mann. Die Königin, eine Dame von großer Tugend, aber keineswegs von jener Flamme ausgenommen, die um so ärger brennt, je weniger sie sich zeigt, verwunderte sich sehr über Elisor, und fragte ihn eines Tages, ob er wirklich so lieblos wäre, wie es den Anschein habe.

Könntet Ihr, erwiderte er hierauf, mein Herz

ſehn, wie Ihr meine Haltung ſeht, Ihr würdet mich nicht alſo fragen.

Nun wünſchte ſie zu wiſſen, wie er das meine, und drängte ihn ſo lange bis er geſtand, daß er allerdings eine Dame liebe, und zwar ſeines Erachtens die tugendhafteſte der ganzen Chriſtenheit. Aber alle Bitten und Befehle vermochten es nicht über ihn, daß er den Namen dieſer Dame genannt hätte, ſo daß die Königin that, als ob ſie höchlich erzürnt ſei gegen ihn, und ihm ſchwor, ſie würde nie wieder mit ihm reden, wenn er den Namen ihr nicht verriethe. Nun blieb ihm denn nichts übrig, als zu weichen, und er ſagte nicht ohne Beſorgniß: Madame, wenn Ihr das erſte nächſte Mal auf die Jagd geht, werde ich ſie Euch zeigen, und ich bin überzeugt, daß Ihr ſie für die ſchönſte und vollendetſte Frau der Welt halten werdet.

Auf dieſe Antwort hin ging die Königin ſo bald als möglich auf die Jagd, und Eliſor folgte ihr wie gewöhnlich. Er hatte ſich einen großen Stahlſpiegel machen laſſen in Form eines Küraſſes, ſchnallte ihn vor ſeine Bruſt und bedeckte ihn ſorgfältig mit einem

Mantel von ſchwarzem Fries, welcher äußerſt reich verbrämt war mit Silber- und Goldtuch. Er ritt ein mauriſch Pferd mit vergoldetem Geſchirr, und zog alle Blicke auf ſich, denn er ritt mit unglaublicher Geſchicklichkeit. Nachdem er die Königin bis an die Jagdtücher geführt hatte, ſtieg er ab, um die Königin vom Pferde zu heben, und bei dieſer Gelegenheit, da ſie ihm die Arme entgegenſtreckte, öffnete er ſeinen Mantel und ſprach: Madame, ich bitte Sie, hierher zu blicken! Und ohne eine Antwort abzuwarten, hob er ſie ſanft auf die Erde.

Die Jagd wurde beendigt, und die Königin kehrte in's Schloß zurück, ohne daß ſie etwas zu Eliſor geſagt hätte. Aber nach dem Abendeſſen rief ſie ihn und ſprach, er ſei der größte Lügner von der Welt, denn er hätte ihr ja nicht gezeigt, was er doch zu zeigen verſprochen hätte. Deshalb werde ſie künftighin gar nichts mehr von ihm halten.

Eliſor, fürchtend, die Königin habe nicht verſtanden, was er angedeutet, erwiderte feſt: es habe an ihm nicht gefehlt, denn er habe ihr die Frau gezeigt, welche er am Meiſten liebe.

Die Königin ſpielte die Unverſtändige weiter, und er mußte ſie fragen, was ſie denn in dem Stahlſpiegel erblickt habe? — „Nichts als mich ſelbſt!“ entgegnete die Königin. — Nun, Madame, es wird nie ein ander Bild in meinem Herzen geben, als das, welches Ihr auf meiner Bruſt geſehen habt, und dies Bild will ich lieben, verehren und anbeten, nicht wie eine Frau, ſondern wie Gott auf Erden, in deſſen Hände ich Leben und Tod befehle. Laßt meine große Neigung, die mein Leben war, ſo lange ich ſie verborgen trug, nicht meinen Tod ſein, da ich ſie enthüllt —

Die Königin, ſei's um ſich zu verſtellen, ſei's um ihn zu prüfen, oder ſei's, daß ſie eben noch eine andre Neigung hegte, erwiderte hierauf mit einem Antlitz, welches weder erzürnt noch befriedigt ausſah, Folgendes: Eliſor, ich will nicht fragen, welche Thorheit Euch bewogen hat, eine ſo hohe und ſchwierige Zuverſicht zu faſſen — ich möchte nur wiſſen, wie lange Ihr dieſe Neigung ſchon in Euch tragt?

Eliſor durfte von ihrer ernſten und würdevollen Haltung nicht viel Gutes hoffen, und ſagte ſchüchtern, daß ſchon von früher Jugend auf dieſe Liebe in

ihm Wurzel geſchlagen habe, ohne ihm jedoch Schmerzen zu machen. Seit ſieben Jahren aber wäre es ihm, nicht eine Pein, ſondern eine Krankheit ſo reich an Genüge, daß er die Geneſung für den Tod erachten müßte.

Da dem alſo iſt, ſagte die Königin, und Ihr ſchon eine ſo große Feſtigkeit bewieſen habt, ſo darf ich nicht leichtſinniger im Glauben ſein, als Ihr im Geſtändniſſe geweſen ſeid. Ich will alſo eine Wahrheits-Probe verſuchen, deren Ausgang keinen Zweifel übrig läßt, und nach beſtandener Probe werde ich Euch für den annehmen, für welchen Ihr Euch ſelbſt ausgebt. Finde ich Euch alſo ſo wie Ihr ſagt, ſo werdet Ihr mich finden, wie Ihr begehrt.

Eliſor bat ſehr um die Beſtimmung dieſer Probe, denn es ſei ſeiner Liebe nichts zu ſchwer!

Alſo, ſprach ſie, ſollt Ihr von morgen an dieſen Ort und dieſe Geſellſchaft verlaſſen und an einen abgelegenen Ort gehn, der in keinerlei Verbindung iſt mit meinem Aufenthaltsorte, ſo daß Keines Nachricht von dem Andern haben kann ſieben Jahre lang. — Ihr habt an Euch ſchon die Probe von ſieben

Jahren gemacht, und wißt daher, daß Ihr mich liebt, wenn ich nun auch ſieben Jahr zur Probe habe, dann werd' auch ich wiſſen, was ich zu wiſſen und zu glauben habe.

Eliſor, im Begriff, ſich darein zu ergeben, ſetzte nur hinzu: Aber Madame, welche Hoffnung gebt Ihr mir, mich nach Verlauf der ſieben Jahre als treuen Diener anzuerkennen?

Hier, ſagte die Königin, indem ſie ihm einen Ring reichte, brecht ihn entzwei, ich werde die eine Hälfte, Ihr die andre bewahren, damit — wenn etwa die lange Zeit mir Euer Antlitz aus dem Gedächtniß brächte — ich Euch an dieſer Ringhälfte erkenne.

Eliſor zerbrach den Ring, und ſchied mehr todt als lebendig, rüſtete ſeine Abreiſe, verabſchiedete all ſeine Leute, und verſchwand mit einem einzigen Diener dergeſtalt, daß Niemand ſieben Jahre lang eine Spur zu ihm wußte.

Sieben Jahre! Wer da liebt, mag ermeſſen, welch ein Zeitraum dies iſt.

Und dieſe ſieben Jahre waren mit der Minute

um, da ging die Königin zur Messe, und es trat zu ihr ein Eremit mit einem großen Barte. Ihr die Hand küssend überreichte er eine Bittschrift, die sie nicht augenblicklich näher betrachtete, gewohnt wie sie war, dergleichen täglich zahlreich entgegen zu nehmen und daheim zu erledigen. Doch öffnete sie diese inmitten der Messe, und fand darin die Hälfte des Elisorschen Ringes. Sie war sehr erstaunt und nicht minder erfreut, und ohne zu lesen, was in dem Briefe stand, befahl sie sogleich ihrem Almosenier, den Eremiten holen zu lassen. Der Almosenier suchte überall und überall, konnte aber nichts weiter ausfinden, als daß der Eremit weggeritten sei, es wisse Niemand, wohin.

Da es lange dauerte, eh' der Almosenier diese unerwünschte Gewißheit zu berichten hatte, so las die Königin unterdeß, was neben der Ringhälfte geschrieben stand, und dieses klang denn folgender Weise:

„„Die Zeit hat wunderbare Kraft,
Sie hilft selbst über Leidenschaft;
Denn sie nöthigt zur Prüfung der Dinge
Und zeigt, was halte, und was springe.

So prüft' ich mein Herz im innersten Triebe,
Was der Grund wohl sei von meiner Liebe,
Und mußte mir denn wohl bald bekennen,
Eure Schönheit sei's, um's beim Namen zu nennen,
Schönheit, von Grausamkeit nicht zu trennen!
Die Grausamkeit aber sei nicht böse,
Denn sie sei's allein die mich erlöse:
Sie ließ mich die Schönheit nicht mehr sehn,
Und so war's um die Macht der Schönheit geschehn.

Für die Schönheit sind auch der Jahre sieben
Noch nirgends ohne Nachtheil geblieben;
Mir aber sind sie zu Statten gekommen,
Sie haben mir alle Unruh genommen,
Und mich darüber aufgeklärt —:
Daß eine Frau, die so sich wehrt,
Die so erprobet und verschiebt,
Daß solche Frau, Madame — nicht liebt.

Nach siebenjähr'ger Prüfungsfrist
Denn also nichts zu sagen ist,
Als dies: Auf Nimmerwiedersehn,
Madame, 's ist Viel zu Viel geschehn,
Ob wir uns meiden oder sehn
Madame, auf Nimmerwiedersehn!""

Dieser Brief ward nicht ohne großen Thränenstrom und großes Erstaunen gelesen, dem ein un-

glaubliches Bedauern folgte, denn der Verluſt eines ſolchen Mannes ſchien ihr jetzt ſo außerordentlich groß, daß ſie ſich trotz ihrer Königskrone wie die ärmſte Frau des Reichs vorkam, weil ſie das Beſte verloren habe, und verloren durch eigene Thorheit. Sie legte tiefe Trauer an; kein Thal, keine Höhle, kein Buſch, kein Strauch blieb undurchſucht, um den Eremiten aufzufinden — es war umſonſt, und die ſchöne Königin hatte ihr Spiel verloren."

Die Geſchichte ſpielt wohl in früher Zeit, Duchatel? fragte der König.

Wegen der ſieben Jahre, ſchalt Meiſter Clément ein, und der König lachte ſehr. Clement, Clément, ſetzte er hinzu, Du wirſt alle Tage ſchlimmer, oder willſt Du nur die böſen Zungen, welche Dich ketzeriſcher Gedanken zeihn, Lügen ſtrafen?

Ich hoffe nicht — nahm die Herzogin Margareth das Wort — ein Dichter wie Clément Marot werde die Möglichkeit einer dauernden Treue bezweifeln!

Aber, Margareth, ſieben Jahre! und nicht in wachſender Jugendzeit, nein, in voller Fülle der Kraft und des Verlangens und mit der Erkenntniß, wenn

der Termin verſtrichen, dann ſei auch unſre beſte Lebenskraft bereits im Abnehmen begriffen, nein, Schweſter, das iſt über die Ritterlichkeit hinaus, das iſt thöricht: Papa Lascaris, was ſagte man in Griechenland und Rom zu ſolcher Liebe?

Daſſelbe, was Du ſagſt, o König! erwiderte hierauf der ſchneeweiße Alte, welcher noch ein Flüchtling vor den eindringenden Türken die Alterthumskunde ächt nach dem Abendlande gebracht, welcher Guillaume Budé, die Stütze derſelben in Frankreich, ſelbſt unterrichtet hatte, und welcher vom Könige Franz auf das Sorgfältigſte gepflegt und ausgezeichnet wurde. Um ſo ſorgfältiger hielt er dieſen griechiſchen Weiſen im Auge, ſeit ihm plötzlich vor einigen Jahren ſein geliebter Leonardo da Vinci einige Meilen unterhalb Blois an der Loire, bei Amboiſe zum Tode erkrankt, ja in ſeinen Armen verſchieden war. Dieſer Gedankengang erinnerte ihn an Budé, und er fragte eilig Bonnivet, ob dieſer ihm auch vollſtändige Abwartung ſeiner Fußwunde auf Chateaubriant empfohlen habe.

„Das hab ich zwar nicht, gnädiger König" —

Du biſt und bleibſt doch der leichtſinnigſte Menſch—

„Aber der wißbegierige und vorgebildete Geist der jungen Gräfin schien ihn so zu fesseln" —

Also sie hat auch solchen Geist?

„Sie unterhielt sich mit ihm wenigstens über eitel schwierige Dinge, und fand kein Ende mit Fragen, so daß ich wohl begreife, wie dem einfachen bretonischen Grafen dabei Angst werden kann."

Das klingt immer besser, wenn wir Zeit behalten, wollen wir morgen oder übermorgen ein Paar Pferde dran setzen — ah, unsre Mutter, Margareth!

Der König und dessen Schwester und mit ihnen die ganze Gesellschaft erhob sich, die Herzogin zu begrüßen, welche von einigen Pagen begleitet, heranschritt. König Franz umarmte sie, und Bourbon sah mit Entsetzen, daß sie, den König festhaltend, heftig, wenn auch leise in ihn hineinredete, und dabei wiederholt mit schießenden Blicken die Gestalt des Connetable aus der Gesellschaft herausſuchte. Es war ihm unzweifelhaft, daß der Höhepunkt der Gefahr vorhanden sei. Wirklich wandte sich auch König Franz jählings zu ihm mit der Frage:

Und was meint Ihr, Connetable, zu sieben Jahren ächter Treue?

Der Connetable, nicht rasch von Gedanken, aber fest von Muthe, antwortete nicht sogleich, sondern besann sich —

Ich bin auch in dem Falle, fuhr der König fort, jetzt nach sieben Jahren Rechnung abzuschließen mit meinen Getreuen oder — Nichtgetreuen.

Königlicher Vetter, sprach langsam und deutlich Bourbon, wenn das Verhältniß richtig begründet und von beiden Seiten gerecht behandelt ist, da dünken mir sieben Jahre Treue nicht mehr zu sein als siebzig Jahre, und wo der Grund und die Gerechtigkeit fehlen, da ist der schwächere Theil nicht sieben Stunden sicher, und er lebt nicht mehr in Zuversicht, sondern ist bloßer Laune preisgegeben.

Bravo, Vetter, sprach hastig Margareth, Ihr kommt als gesunder Krieger unsern schwankenden Troubadours zu Hilfe. Setzen wir uns wieder, und Meister Clément, der darauf zu harren scheint, ergreife das Wort.

Ohne Seitensprünge, Clément, rief der König, den der Anblick Marots immer zu erheitern schien, laß

eine Deiner nichtswürdigen Geſchichten heraus. Unmoraliſch ſind ſie doch alle, ſorge dafür, daß wir wenigſtens lachen können, denn es iſt ſchlechte Zeit.

„In der gaskoniſchen Grafſchaft Aleth“ — begann Clément Marot mit großer Ernſthaftigkeit, „hatte Einer Namens Bornet eine anſtändige Frau geheurathet, und er liebte deren Ehre und guten Ruf, wie dies allen Ehemännern eigenthümlich ſein ſoll. Er ſelbſt indeſſen wünſchte ſein Nebenvergnügen; denn dafür bin ich der Mann, pflegte er zu ſagen, mir ſteht mehr zu. Dies Nebengelüſt richtete er auf das Kammermädchen ſeiner Frau; aber dies war ein ordentliches Mädchen, und er war kein beſonderer Held. Er hatte zum Beiſpiel den ſehr ſchlimmen Fehler, daß er ſeinem Nachbar, der ein Schneider und ſein vertrauter Freund war, Alles erzählen mußte, was er vorhatte. Dies ſoll nie von Nutzen ſein, und dieſer Schneider und Freund war noch obenein jünger als er, und ließ ſich von ihm verſprechen, daß er ihm auch etwas von Liebkoſung ablaſſen müſſe, wenn er ſich hinreichend an dem ſchönen Mädchen geletzt habe. Das will ich wohl thun, ſprach Bornet, und ſie ga-

ben ſich die Hand darauf. Aber das Mädchen blieb ganz andrer Meinung und ging zu ihrer Herrin und verrieth ihr, wie ſie von ſolchen unerlaubten Nachſtellungen des Hausherrn gepeinigt werde! Madame Bornet war ſehr betreten, und wünſchte ihren Gemahl zu heilen von ſolcher Verirrung. Sie ſagte alſo zu dem Mädchen: Du biſt ſehr brav, und es ſoll Dein Schade nicht ſein, aber mit der Gröblichkeit erſticken wir Dergleichen nicht! Zeige Dich jetzt von Tage zu Tage geneigter, und erlaube ihm endlich, Nachts in Dein Zimmer kommen zu dürfen. Aber ſag mir genau, an welchem Tage Du das gethan, und mache aus, daß er nicht ein Wort ſprechen dürfe, weil ich es hören könnte. So that das Mädchen und der beſtimmte Abend kam, und Bornet und ſein Freund der Schneider waren der beſten Dinge und thaten ſich gütlich. Die tugendhafte Hausfrau aber entließ, während die Männer zechten, das brave Mädchen aus der Hinterthür, damit ſie zu den Ihrigen auf's Land hinaus gehn könne, und erwartete ihren leichtſinnigen Gatten im Zimmer des Mädchens. Er kam denn auch, verhielt ſich der Vorſchrift

gemäß ganz schweigsam, und schied inmitten der Nacht sehr glücklich von ihr, ohne ein Wort zu sagen. Er wußte, daß sein Freund der Schneider mit Ungeduld wartete, und ließ diesen ein. Die Frau war der Meinung, er kehre wieder, und widersetzte sich nicht, als ihr dieser beim Scheiden den Ring vom Finger streifte, auf den die Ehefrauen dortiger Gegend sehr viel halten, und woran sich mächtiger Aberglaube knüpft. Sie dachte, just mit dem Ringe will ich ihn morgen schön aufziehn, den Bösewicht!

Als Bornet seinen Freund, den Schneider mit dem Ringe kommen sah, ging ihm ein schreckliches Licht auf, denn er hätte diesen Ring aus tausenden heraus erkannt, und er lief mit dem Kopfe gegen die Wand und schrie: O, ich unglaublicher Esel!

Wie denn? sagte sein Freund der Schneider.

Was alle Welt wie den höchsten Schatz behütet, das hab ich selbst — nein, es giebt keinen dümmern Menschen auf Erden!

Aber wie denn, Bornet?

Wie denn! Wie denn! Gieb her den Ring, und pack Dich zum Teufel!

Hör' auf Clément, rief unter ſchallendem Gelächter ſämmtlicher Männer König Franz, Du verdirbſt die Jugend — was iſt?

Ein Courier aus Italien, berichtete ein Sekretair und überreichte dabei das Paket, iſt ſo eben mit Depeſchen angekommen, die als ſehr dringend bezeichnet ſind!

Der König riß ſie haſtig auf, und als er einige Zeilen davon geleſen hatte, ſtieß er einen unartikulirten Ruf aus, und ſtampfte mit dem Fuße, ſo ſchmerzlich wie grimmig ausrufend: O Lautrec! Lautrec!

So rief Auguſtus: Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder! flüſterte Marot zu Duchatel.

Der König, auch für ſich künſtleriſch mächtigen Sinnes, und wohl im Stande, ſich zuſammen zu halten, hatte die Worte gehört, und blickte auf Marot, halb zerſtreut, halb im fortgährenden Grimme über die Nachricht, ſo daß dem vorlauten Dichter übel zu Muthe wurde —

Was iſt, mein Sohn? rief die Herzogin von Angoulême.

Was iſt? Italien iſt verloren, weil Lautrec keine

Unterſtützungen geworden ſind; die Aufgabe meines Lebens iſt geſcheitert. Wehe dem, der kein gut Gewiſſen, und Lautrec im Stich gelaſſen hat, ich werde ein unerbittlich Gericht halten und Niemand ſchonen, träfe die Strafe auch meine eigene Mutter!

Die Herzogin Louiſe erbebte ſichtlich, und wollte ſprechen, der König machte aber eine ſo entſcheidende Bewegung, daß Alles ſich auf der Stelle entfernte, und er allein blieb an dem zu luſtiger Rede erleuchteten und geſchmückten Orte —

Connetable von Frankreich! rief er plötzlich, und dieſer, welcher ſich eilig in der beſtürzten Menge fortdrängte, war genöthigt, zurückzukehren.

Der einen halben Kopf höher gewachſene König ſtand mit untergeſchlagenen Armen mehrere Minuten ſtumm vor dem der Anrede gewärtigen Kriegsmanne, und begann endlich mit langſamer Betonung folgende Worte:

Connetable, es liegen die übelſten Zeugniſſe gegen Euch vor — Ihr ſteht mit Kaiſer Karl in Verbindung —

Der Connetable ſchwieg.

So sagen die Zeugnisse. Als Connetable des Reichs, als Prinz des königlichen Hauses hättet Ihr damit Ehre, Land und Leben verwirkt. Ihr thut wohl, nicht darauf zu antworten, denn ich hoffe, Ihr könnt nicht lügen —

Königlicher Herr —

Lassen wir das! Ihr seid übel behandelt worden, Ihr seid gereizt worden, man hat gefehlt auch von königlicher Seite. Wir wollen einen Schleier werfen über die letzten Monate und Schritte, wir wollen Beide gut machen, was wir schlimm gemacht, die Ehre und Größe Frankreichs ist in Gefahr, sei ein würdiger Bourbon, und zieh das Schwert des Connetables, um es nicht eher wieder einzustecken, bis wir am Po unsre siegreichen Lilien aufgepflanzt haben. Sammle Deine Truppen, und erwarte mich mit ihnen in Lyon. Bist Du bereit?

Zu Eurem Dienst, mein König!

Der König reichte ihm die Hand, und sie gingen nach dem Schlosse, welches Bourbon fünf Minuten darauf mit seinem Gefolge verließ.

3.

Diese Versöhnung war bereits nicht mehr möglich gewesen: Bourbon fand auf seinem Schlosse Chantelle schon zum zweiten Male den deutschen Grafen Reuß mit Vollmacht, die gereiften Unterhandlungen zu einem festen Vertrage abzuschließen. Er verließ sich nicht auf die großmüthigen Wallungen seines Königs, er hatte zu tief hineingesehn in den bösen Willen der Valois, und glaubte einer dauernden sichern Existenz im Bunde mit ihnen nicht mehr versichert sein zu dürfen, er schloß den Vertrag mit dem Grafen Reuß. Darin versprach er, im Bourbonnais, in der Auvergne, in der Marche, im Forez, Beaujolais, den Domainen, welche ihm der König bestritt, und in allen Provinzen, in welche er reichen könne, Vorbereitungen zum Kriege gegen den König zu treffen, während eine spanische Armee nach

der Gaskogne und dem Languedoc, eine englische und niederländische nach der Picardie, eine deutsche nach Burgund bringen sollte. Die Bourbonischen Domainen sollten mit dem Lyonnais, Dauphiné und der Provence zu einem Königreiche für ihn errichtet, und das übrige Frankreich sollte getheilt werden zwischen Kaiser Karl und König Heinrich VIII. von England, welchem der Titel eines Königs von Frankreich zufiele.

Franz hatte schon in Blois einige vage Andeutungen von diesem gefährlichen Pakt gehabt, und seine Mutter hatte ihm an jenem Abende mitgetheilt, daß der Großseneschal der Normandie, Herr von Brezé ihr geschrieben, zwei Seigneurs hätten in der Beichte ausgesagt, ein wichtiger Mann von königlichem Blute habe sie angeworben gegen den jetzigen Bestand des Staates. Aber Franz hielt es seinem Naturel gemäß für besser, Dergleichen durch ritterliches Vertrauen im Keime selbst zu ersticken, und hatte vor seiner Abreise nach Lyon nur den Befehl hinterlassen, jene Seigneurs zu fangen und an seine Mutter zu senden. Er selbst aber ging mit gutem Geleite nach dem Bourbonnais, und überraschte

den Connetable in Moulins. Hier wiederholte ſich die Scene von Blois, nur mit dem Unterſchiede, daß der König freier mit der Sprache herausging, und ihm für den Fall des Unrechts Verzeihung, und, der Prozeß möge vom Parlamente entſchieden werden wie er wolle, das ſichere Eigenthum der Bourboniſchen Herrſchaft zuſicherte. Es war zu ſpät; Bourbon konnte nicht mehr zurück, und konnte auch verſichert ſein, daß kein Verſprechen im Voraus ihn vor ärgſter Strafe des Königs retten könne, wenn der Vertrag ſelbſt jemals aufgedeckt würde. Er that alſo ſeinem harten Charakter alle mögliche Gewalt an, ſich eingehend zu beweiſen, geſtand, daß ihn der Kaiſer geſucht habe, daß er aber auf nichts eingegangen ſei, entſchuldigte ſich mit augenblicklichem Unwohlſein, welches allein ihn hindere, auf der Stelle mit dem Könige nach Lyon aufzubrechen, verſicherte aber, in einigen Tagen bei ihm einzutreffen in Lyon. So ſchieden ſie. Der König ließ einen Edelmann zur Aufſicht und zum Antreiben zurück, und Bourbon machte ſich wirklich langſam auf den Weg. In La Paliſſe aber riß er das Netz, und kehrte ſtracks

über den Allier zurück nach seinem Schloß Chantelle, dem Könige sagen lassend: er werde ihm dienen bis an den Tod, wenn er flugs ihm die Bourbonischen Domainen wieder gäbe und den Prozeß niederschlage. —

Es war die höchste Zeit für ihn gewesen: eben hatten die Boten der Herzogin Louise und des Kanzler Duprat dem Könige die ausführlichen Geständnisse jener Seigneurs Matignon und Argouges, welche in Blois auf Leib und Leben verhört worden waren, nach Lyon gebracht, und der König ließ bereits Truppen gegen Bourbon marschiren, eh' dessen Brief von Chantelle nach Lyon kam. Der Connetable war im Handumkehren daran, auf seinem Schlosse belagert zu werden, mußte über Hals über Kopf seine Anhänger entlassen und nach entfernten Rendezvous-Plätzen vertheilen, und selbst mit einem Begleiter, dem Seigneur von Pomperant, und zwar als dessen Diener, hinauf in die Berge der Auvergne entfliehen, um später unter tausendfacher Gefahr wieder zurück über den Rhone durch's Dauphiné nach Savoyen zu entweichen.

War nun auch vor dem Ansehn und der Nähe königlicher Macht dieser furchtbar angelegte Aufruhr wunderbar schnell unmächtig geworden, so war doch dies Gelingen damals nicht sogleich zu übersehen, und die scheinbar noch unsichre Lage nöthigte den König, vom persönlichen Zuge nach Italien abzustehn. Von außen ferner hatte der angelegte Aufruhr rings herum die drohendsten Wetterwolken für Frankreich zusammen gezogen, und kein Mensch mochte damals bestimmen, bis zu welchem Grade dies ohne Schaden für das Königreich abzuwenden sein werde. Eins aber bekümmerte König Franz über Alles: die Untreue und der Verrath des mächtigsten Pairs der Krone, des Vetters, des Waffenbruders, des schlichten Mannes, der schon inmitten des Trugs ihm Anhänglichkeit geheuchelt! Dieser schreiende Widerspruch gegen die Wiedergeburt einer Rittertswelt, wie sie Leben und Seele des Königs beschäftigte, diese Felonie bestürzte ihn außerordentlich. Er war kein so zergliedernder Denker, daß er sich jemals das ihm selbst inwohnende moderne Element, das Element des Wechsellustigen, in allen möglichen Folgerungen vorgestellt

hätte; dies würde ihm die Idee seiner eignen ganzen Lebensexistenz sehr erschwert, diesen vorliegenden Fall aber sehr erleichtert haben.

Ohne diese Uebersicht zu gewinnen, war er melancholisch nach Blois zurückgekommen, und hatte sich gegen Gewohnheit allein in sein Gemach zurückgezogen. Der Diener hielt ihn für krank, und da ihm der Septemberabend ohnedies ein wenig kühl vorkam, so machte er ein knatternd Feuer in dem Kamine, welcher nach damaliger Sitte eine große, den Eintritt gestattende Nische des Zimmers bildete. Der König saß lange einsam im Schimmer dieser Flamme, und starrte trübsinnig hinein. — Als endlich der Diener fragte, ob der König zur Abendtafel größere oder kleinere oder gar keine Gesellschaft beföhle, fragte nach einigem Besinnen der König zurück: Wer ist hier in Blois von meinen gelehrten Herrn? Ist Kanzler Budé gekommen, und noch nicht nach Paris?

Zu Befehl, Majestät, er ist heut gekommen und noch hier.

Ah, schön. Also Er — wer ist sonst noch da?

Se. Hochwürden der Herr Biſchof von Tulle und Macon, Herr Pierre Duchatel, der mit Ew. Majeſtät zurückgekommen. —

Natürlich!

Herr Jean Juſte, der Skulpteur, und Herr Jean Couſin, der Maler, die morgen nach Paris gehn, und zuſammen mit Herrn Primatice reiſen wollten, der nach Fontainebleau will. —

Primatice iſt noch da? Schön! Und —

Herr Lascaris, Herr Marot —

Marot laß weg, bin heute nicht luſtig, doch nein, warum nicht! und vorher beſtelle mir den Kanzler des Parlaments, Herrn Duprat hierher!

So wie er dies geſagt, nahm er Papiere, welche auf dem Tiſche lagen, und ging ſie ſorgfältig durch. Es war eigenthümlich an ihm, daß er eine große Kunſt des Ueberblicks in allen Geſchäften hatte, und daß er ſich ununterbrochen beſchäftigt hielt, wenn auch keineswegs immer mit Staatsangelegenheiten. Langeweile kannte er nicht; etwas lernen, oder etwas thun, oder etwas genießen zu jeder Stunde, war ihm Bedürfniß, deshalb waren immer Künſtler und Gelehrte

um ihn, er mochte treiben was er wollte, und wenn er auf der Jagd umher ritt. Man ritt doch hie und da langsam, und da knüpfte er ein Gespräch an, oder es gab einen Halt, da wurde es verbreitet und erschöpft. Und gar beim Mahle! Das würzten ihm seine Gelehrten, wie er sie kurzweg alle nannte. Er verbrauchte deren außerordentlich viele, weil er jeden neuen so lange ausfragte und gleichsam preßte, bis er nichts mehr von ihm zu gewinnen glaubte. In diesem Betrachte hielt er Duchatel sehr hoch, den er lange Zeit als Vorleser benutzte und von dem er zu sagen pflegte, es sei der Einzige, dessen Wissen er nicht in zwei Jahren erschöpft habe. — Allerdings verwendete er auch gar viel Zeit auf seine Neigungen, aber diese Zeit hielt er am allerwenigsten für verloren. Leb' ich nicht dann erst ganz, wenn ich genieße! rief er aus; alles Uebrige hilft mir dazu, je mehr ich kenne, je mehr ich weiß, desto mehr hab ich Anknüpfung und Mittel zum Genusse, desto eher erhalte ich mir die Gesundheit an Leib und Seele, dies unerläßliche erste Bedürfniß zum Genusse. — Bei alle dem war der Verkehr mit ihm nicht leicht,

weil er rasches oder doch charaktervolles Eingehn auf seine Anregungen heischte, und schwankende Unsicherheit oder Halbwahrheit gröblich bei Seite stieß, und weil er Richtungen, die seinem Geschmacke abseits lagen, leicht mit gleichgültiger Geringschätzung behandelte. In solcher Gefahr, welche Duchatel immer abzuwenden suchte, war von den oben Genannten Jean Cousin, ein sehr mannigfaltiger Künstler, in Mannigfaltigkeit der einzige Franzose, welcher dem genialen Italiener Primatice die Wage zu halten begann, denn er war wie dieser Maler, Baumeister und Geometer in einer Person, und nur die Skulptur und den feineren Geschmack hatte der Fremde vor ihm voraus. Cousin, der von der Glas- zur Oelmalerei überging, war von überkräftigen Vorstellungen im Geiste Michel Angelo's, und dies Ungeheuerliche war dem Sinne des Königs, der Raphael thurmhoch über Alles stellte, nicht genehm. „Der Mensch ist das größte Kunstwerk, Jean," sagte er öfters zu ihm, „verlaß nicht dessen Ausdehnungen und Kreise." Cousin malte bei den Minimen in Vincennes das jüngste Gericht, und beschwerte sich, daß ihn der Kö-

nig seltner als Andre besuche. „Warum malst du Höllenfratzen, die mir die Phantasie verunreinigen, statt zu läutern!“ erwiderte er ihm darauf.

Ungefähr so viel Zeit, als diese Worte einnehmen, mochten vergangen sein, da trat Duprat unter tiefer Verbeugung in's Zimmer. Der König sah auf, und las dann weiter, bis die Schrift ganz zu Ende war.

Deine Darstellung der Verschwörung, Duprat, ist sehr klar gefaßt, und Deine Maaßregeln, Dich ihrer zu bemächtigen, sind sehr geschickt gewesen. Ich danke Dir. 'S ist abscheulich, daß so tiefe Nichtswürdigkeit möglich ist, und unsre Zeit und Thätigkeit in Anspruch nimmt. Um so weniger Umstände will ich damit machen, es muß den Seigneurs Dergleichen auf ewige Zeit verleidet werden. Die solcher Felonie überführt sind, sollen schmählichen Todes sterben. Du hast ihrer hier in Blois?

Zu Befehl, Majestät, und ich müßte unterthänigst bemerken, daß ich zweien, die ich als Werkzeuge der Entdeckung benutzt, denen von Matignon

und von Argouges des Königs Gnade versprechen mußte, um sie redselig zu machen.

Das Versprechen ist Deine Sache, die Gnade oder Ungnade ist mein. Wer ist der dritte?

Jean von Poitiers, dem nichts versprochen ist. Eure Majestät wissen, daß ich nicht weich und milde bin, aber es ist wegen der Zukunft —

Man wird in Zukunft nicht mehr Dergleichen wagen, wenn man die raschen bittern Folgen einmal gesehn.

Und thäten Ew. Majestät nicht besser, um aller Verantwortung baar zu sein, Verhandlung und Urtheil, wie es der Sache angemessen ist und vom Lande erwartet wird, dem Parlamente zu überweisen.

Damit sie verschleppt werde in's Nachdruckloſe, denn dies Parlament hat mir bis jetzt nur Hindernisse bereitet, und man muß das Land daran gewöhnen, daß der König entscheidet und nicht das Parlament.

Ew. Majestät entschieden denn am Ende doch über Leben und Tod, auch nachdem das Parlament gesprochen, und ich möchte voraussagen, daß das Par-

lament in dieſem Falle nicht wie in manchem andern hinter den Wünſchen des Königs zurückbleiben wird; denn in dieſem Falle haben wir, Eurer Majeſtät ergebene Leiter deſſelben, feſteren Boden als in andrer Frage, hier iſt der Hochverrath offenbar.

Ich brauche die Wirkung raſch!

Ich werde den Spruch nach Kräften beeilen, und das Vertrauen, welches wir hier dem Parlamente gewähren, trägt uns bei andrer Gelegenheit Früchte. —

Sind die Großſeigneurs der Normandie und Bretagne hierher beſchieden, wie ich von Lyon aus befohlen?

Sie ſind großentheils bereits angekommen. Mögen Ew. Majeſtät eine Form finden für die Remonſtranz, welche Sie ihnen zugedacht um der wenigen Schuldigen, die bis jetzt aus dieſen Provinzen entdeckt worden ſind. —

Sei unbekümmert um die Form, was der König thut, iſt Form. Auf morgen!

Hiermit war der Kanzler entlaſſen. Es gelang dieſem Manne nie, und doch war es die raſtloſe Abſicht deſſelben, mit dem Könige auf vertraulichen Fuß

und Ton zu kommen: er that Alles für ihn, drehte und peinigte Recht und Form ihm zu Gefallen, und ward allerdings dafür von der Herzogin Louise in allen Dingen gefördert, aber vom Könige unwandelbar behandelt wie ein Mitglied jener verhaßten Opposition im Parlamente, welche dem despotischen Gelüste des Königs bald hier, bald dort entgegen trat. Ein solcher Parlamentsrath war er nun gar nicht, das konnte der König sehr gut wissen, aber der König wollte es vielleicht nicht wissen, und wollte wahrscheinlich einem Manne nicht dankbar sein, den er innerlich verachtete. Franz schätzte den Unabhängigkeits- und Rechtssinn an Anderen wenig, er dachte sich überhaupt nicht in Andere, er war gleichgültiger Egoist, aber wer ihm zu Allem feil diente, den behandelte er eiskalt, und für all' solche und ähnliche Verhältnisse hatte er eine demüthigende Herren-Manier des Betragens. Wie er denn überhaupt, eben weil er so gleichgültig egoistisch und eine prächtige äußere Erscheinung war, durch stolze Majestät den Franzosen imponirte, wie nie vorher ein König, und wie nach ihm nur Ludwig XIV., dessen imponirende

Majeſtät aber viel mehr ein Ergebniß von Grundſätzen als wie bei Franz die Frucht eines rückſichtsloſen Naturels war.

Holla! rief plötzlich der König noch hinterdrein, als der Kanzler ſchon aus der Thür geſchritten — Herr Kanzler! Die Seigneurs der Bretagne und Normandie ſollen ſich augenblicks in der Kirche verſammeln und meines Befehls harren! Es kann ihnen zur Vorbereitung eine Meſſe geleſen werden!

Und auf einen Wink öffnete der Diener eine zweite Thür, welche in den neu gebauten Flügel des Schloſſes führte und einen quadratförmigen, hell erleuchteten Saal zeigte, in deſſen Mitte eine gedeckte Tafel ſtand, und in welchem die geladenen Gelehrten und Künſtler umher gingen. Der König trat ein, und grüßte ohne ſie anzuſehen mit der Hand, ſeine Augen gingen prüfend an den Wänden und an der Decke umher, deren Farben und Schmuck ganz neu und Gegenſtand ſeiner Prüfung waren.

Iſt Primatice da? fragte er, ohne den Augen eine andre Richtung zu geben.

Zu Befehl, Majeſtät, ſagte ein wohlgebauter Mann

von edlem, schönbärtigem Antlitze, und trat zum Könige.

Immer noch in den Anblick der Wände versunken reichte er ihm die Hand, und sagte leuchtenden Antlitzes: Du hast das wieder sehr schön gemacht, Meister! Weißt Du, daß die Narren sagen, wir trieben unsere Künste unchristlich sinnlich? Die Sirenen und Faune in Simsen und Verzierungen seien allzu heidnisch!

Aber die Kunst, sprach Primatice in gebrochenem Französisch, ist ja Gott in sinnlichen Formen!

Nicht wahr? Gott erhalte uns scharfe Sinne!

Daß wir uns wieder den volleren Formen eines fleischigen Körpers zugewendet in Bild und Bau, daß wir die langgereckten schmalen Linien, die mageren Kreuzesecken des Mittelalters verlassen, dies bildet ja eben seit Brunelleschi das Wesen unsrer Renaissance, und Eure Majestät werden aus dem Plane Bramante's von Urbino zur neuen Peterskirche ersehen haben, daß es sich in dieser außerordentlichen Komposition überall um volle Rundungen, um heidnische Fleisches-

form handelt: die Kuppel des griechiſchen Pantheon ſoll das Ganze krönen.

Ich möchte das Werk beendigt ſehen, Primatice! Aber es ſchwebt mir eine andere Miſchung der Stile vor, die mich noch mehr intereſſirt. Du magſt mich morgen früh hinüber begleiten nach der Sologne in den Wald von Chambord, da liegt von den alten Bleſiſchen Grafen ein dürftig gothiſches Schlößlein am Saum eines unabſehbaren Eichenwaldes. Vom ſchmutzigen Thurme deſſelben ſah ich zuweilen hinaus in das grüne Waldmeer, es giebt nichts Schöneres, Primatice, als meilenweit über lauter Baumkronen, über die ſchwarzgrüne See von ſchwerer Sammtmaſſe zu blicken! Dorthin wollen wir ein Schloß bauen mit ſchlanken mauriſchen Zinnen, mit breiten, fleiſchigen Flächen und armrunden Schwingungen des wohlthuenden Geſchmacks, mit lockend aufſteigenden offen gehaltenen Thurmtreppen — noch weiter, noch freier, Meiſter als die, welche Du mir hier angelegt haſt! — mit ſüdlichem Dache zum Luſtwandeln, zum Waldgenuſſe hoch in der Luft; laß Deine Phantaſie kreiſen, Meiſter, und zeig mir morgen einen Entwurf! — Sieh da, Guil-

laume, da biſt Du ja! Iſt Dein Fuß heil, und Deine ſchöne Wirthin mit Dir in Blois?

Mein Fuß iſt heil, antwortete Budé, und folgte dem Könige in eine Fenſtervertiefung, aber meine ſchöne Wirthin iſt in der Bretagne geblieben.

Pfui doch! Iſt Chateaubriant hier?

Ja, Eurem Aufrufe an die Barone gemäß; aber er hütet die Gattin vor Aller Blicken wie einen Juwel, und er hat Recht, ſie iſt ein Juwel.

Den ich ſehen will, foi de gentilhomme! mich dürſtet nach dem Anblicke eines ſchönen Weibes wie den Hirſch an dürrem Tage nach einer friſchen Quelle. Wir wollen in der Nacht aufbrechen, und die ſchöne Schloßherrin überraſchen.

Thut das nicht, königlicher Herr! Laßt die Zeit bilden, vielleicht bildet ſie ein edles, dauerndes Verhältniß. Aber reißt nicht dies ſchöne und edle Geſchöpf in wilde Kreiſe!

Ich ſehe, Du haſt Deine theologiſchen Aufträge für England noch im Kopfe! Du biſt zu gewiſſenhaft Budé, das haſt Du in Rom erfahren, als Du Dich

Jahrelang wegen des Konkordats von den heiligen Leuten täuschen ließest!

Besser getäuscht als täuschend mit dem Edelsten! Meine Nachforschungen in England, königlicher Herr, haben übrigens dahin geführt, daß über den Gang des Kirchenlebens, das täglich verworrener wird, keine Gemeinschaft mit König Heinrich zu finden sein dürfte. Es sind unlautre Elemente in ihm: die Päpste möchte er wohl allenfalls los sein, aber die Kirche will er nicht bessern. Und in unseren Schul- und Lehrplänen sind wir ihm voraus, haltet nur fest, Herr, an unsern neuen Einrichtungen in Paris, so wollen wir die Wissenschaft wohl aufbringen. Schafft mir nur die Mittel, noch zehn Lehrer zu besolden —

Die Mittel, die Mittel! Ich habe selbst kein Geld, und Alles hat sich bedrohlich, und neue Summen in Anspruch nehmend verändert. Deshalb jagte ich Euch Boten nach der Bretagne entgegen, weil die Pläne, um derentwillen ich Euch nach England geschickt, über Nacht veraltet waren. Rathen und helfen sollt Ihr! Du magst morgen nach Tours hinabgehn, und prüfen, ob es ohne allzu großen Skandal möglich ist, das

ſilberne Gitter vom Grabmahle des heiligen Martin wegzunehmen. Ludwig XI. verſtand ſich auf Politik und nicht auf Kunſt, und Du mußt den Leuten von Tours begreiflich machen, daß ein ſchönes Gitter für ihren Heiligen nöthig und in Arbeit ſei — Jean Juſte, reite morgen früh mit dem Kanzler nach Tours, vermiß das Grabmahl des heiligen Martin, und entwirf mir eine Skizze, wie ein Geländer von gutem Marmor anzubringen ſei! — Komm mit hinaus, Guillaume, ich habe noch Anderes mit Dir zu berathen.

Er nahm ihn an der Hand und führte ihn in's Freie an den Abhang der nach der Loire hinab ſieht. Die Diener waren hierdurch genöthigt, die Speiſen wieder abzutragen, damit ſie nicht kalt würden; ſie waren's am Könige gewohnt, daß er keine Stunde, nicht die eigen befohlene hielt, und wehe ihnen doch, wenn dann die Speiſen weniger gut und friſch erſchienen. Er war ein gar ſchwer zu befriedigender Herr. Und nicht etwa weil heute nur Gelehrte und Künſtler des Mahles harrten, zeigte er ſich darin ſo gleichgültig, o nein, alle Großen des Reichs mochten ge-

laden ſein und vor Hunger und Harren vergehen, er nahm darauf keine Rückſicht, wenn ihn zur feſtgeſetzten Stunde irgend etwas Anderes intereſſirte. Drang der Geſchäfte war es ſelten, war es eigentlich nie, was ihn dazu vermochte; auch die Geſchäfte ließ er warten, ſchob er bei Seite, wenn ſeinem Sinne ein Reiz entgegen trat. Noch weniger war es Abſicht, den Herrn zu ſpielen, die ihn zur Rückſichtsloſigkeit jeder Art bewogen hätte, nein, immer und überall war es der fragloſe Egoismus ſeines Weſens, dem nur eben lebendig anzugehören, was ihn eben am Lebendigſten ergriff. So verzögerte er oft hundert Menſchen und hunderterlei Anſtalt um eine Stunde, damit er ein Geſpräch, welches ihn ſpannte, zu Ende brächte.

Es war eine finſtre Nacht, und der Wind ſtrich hohl aber warm das Loirethal herauf. Der König ſetzte ſich auf einen Bauſtein, und ſchwieg lange — Ich halte Dir's hoch, Guillaume, daß Du der Königin Claude ſtets das Wort redeteſt, wenn ich haſtig war. Jetzt fehlt ſie mir mit ihrem ſtillen, richtigen Maaße, und ihrem beſchwichtigenden ſanften Auge.

Sie konnte ſchöner ſein, wie oft hab' ich's bitterlich ausgeſprochen; aber ſie liebte mich feſt, und war ſtets lieb, ich mochte kommen, wann ich wollte, ich mochte ſein, wie ich wollte. Ich ſpreche von ihr wie von einer todten Frau, Budé, denn die Aerzte ſehen täglich ihrer Auflöſung entgegen, ſie ſoll kaum noch einem menſchlichen Weſen ähnlich ſehn. — Ich bedarf wieder eines Weibes. Eines Weibes, das mich gewähren läßt und doch mich liebt. — Und jetzt iſt doch dies Frankreich wie ausgeſtorben, ich begegne keinen ſchönen Geſchöpfe mehr. Mein Gott, wenn ich an meinen Aufenthalt und mein Zuſammenſein mit dem Pabſte in Bologna denke nach der Marignano-Schlacht, in welchem Ueberfluſſe ſchwelgte ich da! es war, als ob ich nicht Augen und Hände genug hätte, die Schönheitsblumen, welche die Erde bot, zu pflücken!

Ihr wart mehr denn ſieben Jahr jünger, mein König!

Sage nicht, daß es dies allein war, die Schönheit iſt in Frankreich dünne geſät, und ſchon deshalb wäre ich gern wieder nach Italien gezogen, und verwünſche dieſen Connetable, deſſen Umtriebe mich hier

feſtbannen, und Ihr Alle wollt nun einen ſeltnen Schatz in der jungen Foix entdeckt haben, und wollt ihn mir verſchließen, was habt Ihr?

Wie glücklich wäre ich mein König, könnte ich Brautführer ſein für dieſe liebliche Françoiſe, könnt ich ſie für die Dauer des Lebens meinem Könige entgegen bringen! Ach, es hat mich dieſer Gedanke auf Chateaubriant fortwährend beſchäftigt, denn nie iſt mir noch ein Naturel begegnet, welches dergeſtalt wie für Euer Weſen angelegt und ausgebildet worden wäre: heiter und doch innig, ſchwärmeriſch und doch witzig, talentvoll in Allem, was ihre Hand berührt, was ihre Seele nur einen Augenblick aufnimmt, ſinnvoll für alles Gedanken- für alles Formenleben, und ſchön wie ein Engel —

Budé, höre auf, dies Weib muß mein ſein, ſo wahr die Loire zu ihr hinabfließt nach der Bretagne!

Ich würde der Stunde fluchen, in welcher ich Euch alſo von ihr geſprochen, wenn Ihr nach ihr trachtetet in leichter, galanter Weiſe!

Und kann ich nicht ernſthaft nach ihr trachten? Bin ich nicht heut oder morgen Witwer? Wird

nicht der Pabſt um ein Wort ein Weib für mich ſcheiden?

Mein König!

Ich heurathe nicht mehr aus Politik, ſeit die politiſche Heurath mich auf den Thron gebracht —

O mein König, könnte es jemals alſo werden zwiſchen Euch und ihr! Ach nein, Ihr ſeid ein zu raſcher, Viel verbrauchender Herr, Ihr ſeid nicht zu feſſeln, Ihr ſeid nicht —

Nun, was bin ich nicht?

Nicht treu!

Budé, Du wirſt dreiſt.

Das werd ich, mein Gebieter, ich weiß es.

Und Du irrſt Dich! Iſt nicht Treue der Mittelpunkt alles Ritterthums, und bin ich nicht ein Ritter von ganzem Herzen?

Das ſeid Ihr, Herr!

Alſo! — Gehen wir näher auf die Sache ein, es iſt mir hoher Ernſt, und ich will ſie ſehn, ſo wahr ich ein Ritter bin. Den Grafen Chateaubriant liebt ſie ſchwerlich —

Nein, ſie ward, ein noch nicht fünfzehnjährig

Mädchen, dem verlebten wüſten Grafen zugeführt; doch ſie iſt ihm ſtrenge Gattin.

Wie bewegen wir ihn, ſie daher nach Blois zu rufen?

Das bedürfte wunderbarer Künſte. Er verſieht ſich ſchlimmer und frecher Maaßregeln von Bonnivet, und hat ſie unter ſtrenger Hut zurückgelaſſen und unter dem abſonderlichen Gebote, das Schloß nur zu verlaſſen, wenn er ihr das verabredete Zeichen ſendete —

Was iſt das für ein Zeichen?

Es iſt die Hälfte eines Ringes, der zur andern Hälfte, welche er ihr gegeben, ganz genau paſſen muß.

Er führt alſo die eine Hälfte bei ſich! Wenn man ſie nur auf 24 Stunden haben könnte, meine Künſtler ſollten ſie ſchon zu Stande bringen — genug davon, ich werde hungrig, komm zur Tafel Guillaume.

Die Kirche drüben iſt ja erleuchtet, königlicher Herr!

Der König lachte und rief: Faſt hätt' ich's vergeſſen, die Normänner und Bretonen beten dort, bis ich komme, unſer Ringherr iſt darunter, was iſt?

Die letzte Frage galt einem ihm auf der Schwelle des Schlosses entgegentretenden Edelmann des Hofhaltes, der zu berichten hatte, die Messe drüben wäre lang zu Ende, und die Seigneurs —

Die Seigneurs werden warten, bis ich gespeis't habe!

Und in den Saal der Garden tretend schwenkte er die Hand, und die Trompeten bliesen schmetternd das Signal, der König setzte sich zur Tafel, und die Diener flogen, als habe der Blitz in's Haus geschlagen.

4.

Gleich bei Beginn der Tafel war Bonnivet, der geübteſte Mann in galanten Unternehmungen, vom Könige, welcher Bude's Worte trotz alles Gegenſcheins nicht einen Moment aus den Augen verloren, unterrichtet, um welche Aufgabe es ſich handle; und die Diener griffen noch nicht an den Abhub des erſten Ganges, da war Bonnivet's Diener ſchon auf dem Wege, der ſchwierigen Aufgabe nahe zu treten. Dieſer Diener, Namens Florio, war eine Eroberung, welche ſich Bonnivet aus dem Kriege in Italien mit heim gebracht hatte. Italien war damals, was heute Frankreich iſt: das raffinirte Leben war dort unvergleichlich weiter ausgebildet als in einem Lande Europa's, die Anſtelligkeit der Italiener zur Intrigue war und iſt die größte, und Florio, aus Rom ſtammend, war einer der abgefeimte-

ſten Italiener. Die innerlichen Fragen, welche die europäiſche Welt bewegten, waren ihm vom Mittelpunkte der damaligen Welt her, oberflächlich geläufig, und in der Wahl der Mittel war er durchaus nicht blöde. Er hatte einem Prälaten gedient, und in welchen Gedankenkreiſen ſich damals die hohe Geiſtlichkeit bewegte, mag daraus erſichtlich werden, daß die Päbſte ſchon vor zehn Jahren auf einem Lateran-Konzilium für nöthig befunden hatten, die „ketzeriſche Lehre von Sterblichkeit der Seele“ zu bekämpfen. Der Platonismus, der frühere Schöpfer ſo mancher intereſſanten logiſchen Schwärmerei, war bereits ganz aus dem Trachten der Geiſtlichkeit verdrängt, und hatte ſkeptiſchen und epikuräiſchen Syſtemen Platz gemacht. Jagd, Koncerte, Dichtkunſt und Theater beſchäftigten außer den bildenden Künſten den genialen Pabſt Leo, und man ſpielte vor ihm im Vatikan Machiavelli's Luſtſpiel „la Mondragore,“ worin das Mönchthum verlacht, und Leichtfertigkeit in ausgelaſſenſter Art vorgeſtellt wurde. Wie der Herr, ſo die Diener: die Prälaten eiferten dem Pabſte nach und die Diener der Prälaten waren die raffinirteſten Bur-

schen der Welt. Zu Bologna bei der berühmten Zusammenkunft des Königs mit dem Pabste, welche den König mitten unter Künste und Künstler gebracht hatte, war Bonnivet zur Werbung Florio's gekommen, und er hatte ihn seitdem häufig genug zur Betreibung von Abenteuern des Königs benutzt.

Florio stieg in die dunkle Stadt hinab, um die Dienerschaft Chateaubriant's kennen zu lernen. Alle Schenken waren mit Trabanten der Seigneurs angefüllt, denn ein Seigneur damaliger Zeit war ein kleiner König, und reis'te mit großem Troß. Alles war noch lebendig, da die Pairs in der Kirche noch immer des Königs harrten, und auszufinden wußte sich Florio in dem kleinen Orte Blois gar bald. Er wußte nach Verlauf einer Viertelstunde, daß ein stämmiger Bretone Namens Baptiste, ein schon bejahrter Bursche mit röthlichem Haar und finstrer Miene der Hauptdiener Chateaubriant's sei, und nachdem die ersten Uebelstände des schwer verständlichen Patois, welches Baptiste redete — denn ein allgemeines Hochfranzösisch lag auch bei dem höheren Stande noch gar sehr im Argen — überwunden waren, saß er

ihm bei der Kanne Wein vertraulich gegenüber. Er kannte bereits durch zehnjährigen Aufenthalt die Eigenthümlichkeit jeder einzelnen französischen Völkerschaft, und wußte vortrefflich, wie insbesondere ein Bretone zu behandeln sei. Diese Völkerschaft hat am Meisten germanische Art, und ist wohl am Dauerndsten und Allgemeinsten von englischen Volkstheilen genährt worden. Ihr nebliges Land macht sie zur Melancholie, zu grübelndem Nachdenken und zum Trunke geneigt. Baptiste horchte mit Theilnahme Florio's Schilderungen des römischen Prälatenlebens, das dieser, der sich des Zutrauens halber für einen gebornen Franzosen ausgab, in der Kriegsgefangenschaft kennen gelernt haben wollte, und sprach im eifrigen Zuhören eifrig dem burgundischen Weine zu, welchen Florio an die Stelle des leichten Touraine-Weines geschoben hatte. Bald glühte der Zuhörer, und folgte bereitwillig dem Vorschlage Florio's, sich aus der lärmenden und störenden Gesellschaft zurückzuziehn, um freier über Gott und Kirche sprechen zu können. Frei genug waren zwar ringsum die Aeußerungen der Fremden, aber nur auf Kosten des

Königs, den ſie in Schatten ſtellten neben ihren, wie ſie zweifellos meinten, eben ſo königlichen Gebietern. Aber Florio hatte für Baptiſte eine Schilderung der deutſchen Ketzer und eine offne Beſprechung ſolcher Lehren begonnen, und Baptiſte, darauf ſehr begierig, ſchlug das Erwünſchte ſelbſt vor, und führte Florio in das Haus, welches Graf Chateaubriant zu ſeinem Abſteigequartier erwählt hatte. Prüfend warf dieſer ſeine Blicke unter den umherliegenden Mantelſäcken umher, und zehnmal verſuchte er es auf andere Weiſe, Baptiſte für einige Zeit aus den Zimmern zu entfernen. Dies gelang nicht, wohl aber wirkte bei vorrückender Nacht der Burgunderwein, und der bretoniſche Diener, die Arme auf den Tiſch, den Kopf auf die Arme ſtützend, entſchlief, und ſchlief mit allen Zeichen ſchwer gebundener Kräfte, Stirn und Augen immer tiefer hineinwühlend in die ledernen Aermel des Wamſes.

Die Wohnung des Grafen beſtand aus zwei kleinen Zimmern, deren Verbindungsthür offen ſtand, und die eine Treppe hoch nach dem Hofe hinaus gelegen waren. Es blieb den Seigneurs keine beſondere Wahl in Blois, da ihre Anzahl den Ort überfüllte.

Unten im Hofe ſtanden die Pferde des Grafen, wohl zehn an der Zahl, und es ſchliefen die übrigen Leute ſeines Gefolges theils im freien Hofraume, theils in den Ställen. Man machte damals keine Umſtände mit der Dienerſchaft: ſie bekam reichlich zu eſſen, und mochte ſich übrigens nach einem Kopfkiſſen umthun. Wer nicht Herr war, freier Seigneur auf ſeinem Erbe ſitzend, oder auf ſein Schwert pochend, der war kein Gegenſtand irgend welcher Beachtung. Nur der Leibdiener ward zu größerer Sicherheit und Bequemlichkeit des Herrn näher und deshalb auch beſſer gehalten. So hatte Baptiſte in dem einen Zimmer ein Lager von Decken an der Erde. — Habſeligkeiten des Grafen waren wol auch hier umhergeſtreut, Wäſche, Kleidungsſtücke, Sporen, Waffengeräth, aber ein Schmuckſtück wie den halben Ring, nach welchem Florio aus war, ſuchte er hier nicht, ſondern darnach richtete er ſogleich ſeine Schritte in des Grafen Zimmer, nachdem er ſich prüfend durch einige laute Tritte über Baptiſte's feſten Schlaf vergewiſſert hatte. Auf Flur und Treppe war es ruhig, vom Hofe herauf war ein gleichmäßig Geräuſch der Reitknechte zu hö-

ren, die nicht zur Ruhe durften, bevor der Herr daheim sei, und so durchstöberte Florio beim Schein der Lampe, welche er Baptiste entführt, die offenen Mantelsäcke, die Schubläden und Schränke. Er fand nichts verschlossen, denn der damalige Seigneur war vertrauensvoll, und führte wenig Geld bei sich; aber er fand auch nicht, was er suchte, und wiederholte sich, verdrießlich vor einem Kästchen mit Ketten und Waffenschmuck des Grafen stehend, was er sich schon bei Einleitung des Unternehmens immer im Stillen vorgesagt hatte: der Graf werde solch ein werthvolles Kleinod am eignen Leibe verwahrt tragen. Dieser ihm nicht tröstliche Gedankengang ward obenein durch das bedenklichste Geräusch unterbrochen: er hörte die Hausthür öffnen, und sporenklirrende Tritte die Stiege herauf kommen. Das war allem Vermuthen nach der Graf. Florio eilte hastigen leisen Schrittes zu Baptiste zurück, schüttelte diesen heftig und löschte die Lampe. Während dieser im Dunkeln sich nur unvollständig ermunterte, schlüpfte Florio unter die Decken von Baptiste's Lager — denn er wollte nicht nur ungesehn sein, sondern er wollte auch da bleiben —

und der Graf trat ein, gröblich ſcheltend, daß er kein Licht fände. Es war noch ein anderer Seigneur bei ihm, und er führte dieſen ſo gut es ging im Dunkeln nach ſeinem Zimmer hindurch, während Baptiſte ſchwerfällige Verſuche machte, Licht zu entzünden. Glücklicherweiſe ſchienen die Seigneurs in vorherrſchender andrer Aufregung zu ſein, und deshalb wenig Acht auf die Umgebung zu haben. Sie ſprachen in den härteſten Ausdrücken vom Betragen des Königs, der ſie bis Mitternacht in der Kirche hatte warten und ihnen dann erſt durch den verhaßten Emporkömmling Bonnivet hatte anzeigen laſſen, er würde ſie nicht eher ſprechen, als bis ſie jeden Theilnehmer an der Bourbonſchen Verſchwörung in ihren Provinzen ausfindig gemacht und ausgeliefert hätten —

„Sind wir denn, rief Graf Chateaubriant in großer Entrüſtung, Diener und Unterthanen dieſes übermüthigen Valois geworden. Verdient er nicht, daß wir den Lehnseid ihm kündigen, da er als ſo übergreifender Lehnsherr ſich beträgt! Ich beharre dabei, daß wir bei Anbruch des Tages heim reiten, wir alle nach Rennes, Ihr alle nach Rouen, und ihm vom

Seneſchal jedes unſrer Reiche ſagen laſſen, er habe ſich übler Dienſte von uns zu verſehen, wenn er ſeinen formloſen Uebermuth nicht herabſtimme."

Ich kann leider für die Normandie nicht dazu rathen, ſprach der andre Seigneur, den man, einen kleinen zierlichen Mann, bei endlich angezündeter Lampe mit dem Grafen auf und nieder ſchreiten ſah — denn mein Schwiegervater iſt in Lebensgefahr, und unterliegt, wenn ich zum Trotze der Provinz helfe, und mich dadurch der Fürſprache beim Könige begebe.

„Habt Ihr ihm nicht zur Kenntniß des Bourbonſchen Unternehmens verholfen — Gott gebe, daß Ihr's nie bereuen mögt! — iſt er Euch nicht zu Dank verpflichtet?"

Er ſcheint's für bloße Lehnspflicht anzuſchlagen, und es ward mir nicht einmal der Zutritt zum Gefängniß des Grafen von Vallier geſtattet; meine Frau wird außer ſich ſein. Sorget, daß der Eurigen nicht ähnliches Herzeleid bevorſteht, ich höre, ihr Bruder Lautrec iſt auf dem Wege daher, und höre, daß er zu ſchonungsloſer Verantwortung gezogen werden ſoll. Unſere Schritte müſſen wohl erwogen ſein, denn der

König hat weit ausſehende Pläne, ſcheut wie Ludwig XI. keine Mittel, und wird wahrſcheinlich durch den ſchlimmen Duprat Herr des Pariſer Parlamentes, das in juriſtiſchen Wendungen unſern Landesherrlichkeiten am Liebſten überall abzwackt!

„Ach was! haben wir nicht auch Parlamente! Was ſchiert uns das Pariſer, aber die Spitze müſſen wir ihnen bieten, ſonſt wachſen uns dieſe hörigen Menſchen zu Kopfe. Ihr thut Unrecht, Brezé, durch Anſchluß an dies Regiment der Valois irgend eine günſtigere Wendung, irgend ein Heil zu erwarten! Wer ſind ſie? Arme Ritter durch glückliches Ausſterben auf den Thron gebracht! O Anna, Anna, wie thöricht war's, König Ludwig zu heurathen, und uns Bretonen an dies falſche Königshaus zu bringen, Deine liebliche Claude, unſers Landes Blume an dieſen frechen Valois zu opfern, der Dich und Deine Erbſchaft Bretagne nicht zu ſchätzen wußte. Wie viel beſſer wäre uns, wir wären allein geblieben, oder hätten uns an England geſchloſſen!"

Nicht doch, Chateaubriant, das iſt unfranzöſiſch!

„Franzöſiſch! Was iſt franzöſiſch! Es iſt eben der

Kram, den ſie aufbringen möchten, um uns unterzubringen; denn Alles unter dieſem Namen geht auf Beeinträchtigung unſrer Herrenrechte hinaus. Was Franzos! Ich bin Bretone! Seid Ihr Normann! Nur wenn wir auf uns halten, hält man auf uns und achtet unſre Rechte. — Lautrec! Lautrec! Es wäre abſcheulich, wenn er an ihn griffe!"

Er hat ihm ein Heer und ein Land verloren!

„Das Unglück hat ihm Beides verloren, Lautrec iſt brav und von Foixſchem Blute, ich denke, er ſoll ihm die Zähne weiſen! Aber wir müſſen uns rüſten, Breze, es thut bitterlich Noth."

Wir ſprechen noch darüber, gute Nacht Graf.

Während dieſes Geſprächs hatte Baptiſte, welcher ſeines Beſuches völlig vergeſſen zu haben ſchien, den Nachttrunk des Grafen, einen ſtarken Pokal mit Wein zurecht gemacht, und auf den Tiſch geſtellt, und hatte ſich, der eignen Nachtruhe eingedenk, ſeinem Lager genähert, um die Decken aufzuſchütteln. Dabei entdeckte er natürlich Florio, und da er deſſen gar nicht gewärtig und nicht ſchnell von Begriffen war, ſo ereignete ſich dieſe Entdeckung nicht ohne Ruf des Er-

ſtaunens und nicht ohne hervorgeſtoßene Fragworte. Unglücklicherweiſe geſchah dies gerade, als der Graf den Herrn von Brezé in Baptiſte's Zimmer geleitete, um ihn durch dieſen einzigen Ausgang nach Vorſaal und Treppe zu führen, und Florio's Anweſenheit wurde dabei entdeckt. Bei des Grafen heftigem Dreinfahren ſprang Florio in die Höhe, und verſuchte es, in eiligen Worten ſein Daſein der Wahrheit gemäß zu erklären und zu entſchuldigen, ehe er aber damit zu Ende kommen und die Ungeduld des Grafen es anhören konnte, ſagte Herr von Brezé mit halber Stimme zum Grafen: Er hat uns behorcht! — „Ach was!" entgegnete dieſer, „was wir ſprechen kann die ganze Welt hören!" — Es iſt aber, ſetzte Brezé hinzu, ich kenne ihn, der Diener Bonnivet's! — „Was?" ſchrie bei dieſen Worten der Graf laut auf, und ſprang nach einem mit Geräthſchaften angefüllten Tiſche, „wo iſt die Peitſche!?"

Ehe er ſie indeſſen hervorziehn konnte, war Florio wie der Blitz an der Ausgangsthür, war hinaus, und war verſchwunden, bevor die einander hindernden Männer mit Licht ihm folgen konnten. — Es war

dieſer Italiener in Verfolgung ſeiner Zwecke von erſtaunlicher Frechheit: er hatte im Nu überſehn, daß er, einmal erkannt, ſeinem Ziele nie wieder ſo nahe kommen würde als eben jetzt, und er flüchtete mit dem Vorſatze, das Haus um keinen Preis zu verlaſſen, richtig vorausſetzend, daß man ihn am Wenigſten jetzt in der Nähe vermuthen und ſuchen werde. Der Vorſaal beſtand, wie bei den meiſten Häuſern jener Zeit, aus einer offnen Gallerie, welche um die Winkel des Hauſes umher lief. Statt alſo gerade aus nach der in Hof und Hausflur hinab führenden Treppe zu flüchten, wendete ſich Florio ſogleich rechts nach der Seite, auf welcher die Gallerie keinen Ausgang bot, und drückte ſich hinter den nächſten Pfeiler. Wirklich ſtürmten auch die Verfolger gerade aus nach der Treppe zu, und die Treppe hinab. So wie Florio inne wurde, daß ſie bis zur Treppenwendung vorüber waren, ſchlüpfte er behende durch die offen ſtehende Thür in's Zimmer zurück, und eilte ſicheren Schritts im Dunkeln nach dem Tiſche, auf welchen Baptiſte den Nachttrunk des Grafen geſtellt hatte. Mit der einen Hand ergriff er den Pokal, mit der

andern holte er aus dem Wamſe ein Fläſchchen hervor, zog mit den Zähnen den Pfropf ab, und goß den Inhalt in den Pokal. Dann taſtete er im Zimmer umher, einen Verſteck ſuchend, welchen er ſich ſchon vorher von Baptiſte's Lager aus erkoren hatte. Es war der Winkel rechts vom Eingange: ein Vorhang von alter Serge war dort ausgeſpannt, um die dahinter hängenden Kleider vor Staub zu ſchützen. Auf dem Wege dahin verließ ihn einen Augenblick das Glück, er fiel über einen Stuhl, und verlor das geleerte Fläſchchen aus der Hand. Darnach umher taſtend hörte er, daß der Graf und Baptiſte die Treppe herauf zurück kamen, und es blieb ihm nun nichts übrig, als das Fläſchchen im Stiche zu laſſen, und eiligſt hinter den Vorhang zu flüchten.

Der Graf war in großem Zorne und verſetzte ſeinem Diener einen empfindlichen Peitſchenhieb. Baptiſte ertrug ihn ruhig, und machte ſchweigend Alles zurecht, was zur Nachtruhe ſeines Herrn gehörte. Dieſer, welcher ſich ſelbſt die Kleider herunter riß, griff im Vorübergehn nach dem Pokale, und trank in vollem Zuge. Da trat Baptiſte mit ſeiner ſchweren

Sohle auf das Fläschchen, daß es knirschend zersprang — Was ist da? rief der Graf, den Pokal absetzend und hinzutretend — Ich weiß nicht, murmelte Baptiste, die Scherben zusammen suchend. Der Graf riß ihm eine der Scherben aus der Hand, betrachtete sie bei der Lampe, und entdeckte eine klebrige Feuchtigkeit daran. Er hielt sie an die Nase und roch dann in den Pokal hinein, als ob ihm ein Zusammenhang auftauche. Dann rief er Baptiste nahe zu sich, und sah ihm eine Minute lang starr und forschend in's Auge, gleich als ob er die Möglichkeit eines Falsch's in dem Diener ergründen wollte. Baptiste zuckte nicht mit der Augenwimper. „Trink den Rest!" sprach hierauf der Graf und hielt ihm den Pokal hin. Baptiste verstand nichts davon, trank aber ohne Zögern, ja behaglich den Becher leer bis auf den Grund.

Darauf legte sich der Graf schweigend zur Ruhe, und Baptiste, nachdem er die Lampe in des Grafen Zimmer getragen, und deren Schein durch einen vorgeschobenen Sessel vom Bette des Herrn abgewendet hatte, that desgleichen. Nach Verlauf einer Viertel-

ſtunde ward Florio bei der eintretenden Todtenſtille inne, daß der römiſche Schlaftrunk auch auf die erregten Gemüther ſeine Wirkung nicht verſage, und als Baptiſte erſt leiſe, dann laut zu ſchnarchen begann, öffnete er den Vorhang, neſtelte behutſam ſeine Schuhe auf, ſtreifte ſie ab, trug ſie an die Ausgangsthür, und ſchlich nun an die offene Thür des Gemachs, in welchem der Graf ſchlief. Wohl eine Viertelſtunde lang blieb er regungslos an der Schwelle ſtehn, mit geſpannter Aufmerkſamkeit horchend, ob die Athemzüge des Schläfers tief und regelmäßig ſeien. Als daran nicht mehr zu zweifeln war, trat er leiſe an den Fuß des Bettes, und betrachtete mehrere Minuten unverwandt den Grafen.

Je länger er hinſah, deſto mürriſcher wurde das Geſicht des Italieners; denn wie ſehr ſich ſein Auge an die trübe Beleuchtung gewöhnt, und alle Blöße am Grafen betrachtet und geprüft hatte, es zeigte ſich keine Ringeshälfte. Florio hatte darauf gerechnet, ſie würde an einer Kette auf der Bruſt hängen, aber die ſchwarz behaarte Bruſt des Seigneurs war ziemlich unbedeckt vom Nachthemde, zeigte aber nicht Kette

noch Ring. Es bedurfte keines geringen Grades von Entſchloſſenheit, um noch näher zu treten, noch näher zu prüfen: das bleiche Geſicht, von ſchwarzem Barte und von tief hinter die hohe Stirn und die breiten Schläfe zurücktretendem ſchwarzem Haare dünnen Wuchſes umſäumt, die tiefliegenden Augen, die ſcharfe Adlernaſe, das ſtarre Zucken in den Zügen, die über die Decke heraus geſtreckte magre Hand, Alles das wirkte wie eine drohende Macht. Zuweilen ſchwollen ſogar Adern und Muskeln des halb entblößten vorgeſtreckten Armes zuſehends an, und die Hand erhob und krümmte ſich, als ob ſie ſich ballen wollte. Aber Florio war verwegen, er wußte, daß es für den König galt, und daß Schutz wie Lohn groß ſein würden, er ſchritt vor am Bette, um das Hemd noch weiter zurückzuſchlagen von der Bruſt. Erſt hielt er die Hand eine Weile erhoben über jener, um zu prüfen, ob der Schläfer gegen ſolche Nähe irgendwie empfindlich ſein und zurückwirken werde. Er ſchlief in gleichen Zügen weiter; nun legte Florio die Hand an, und ſchob das Hemd nach der rechten Seite des auf dem Rücken liegenden Schläfers zurück — es

war kein Ring zu ſehn, wohl aber kam von der Schulter herab ein ſeidnes Schnürchen zum Vorſchein! Haſtig ſchob er nun links das Gewand zurück, und da hing der halbe goldne Reif, juſt auf dem unruhig klopfenden Herzen ruhend. Da es nicht die erwartete Kette, ſondern nur eine ſeidene Schnur war, ſo ſtand es in ſeiner Macht, ſich durch einen Schnitt des Ringes ſelbſt zu bemächtigen, was von Hauſe aus nicht ſeine Abſicht geweſen war. Er überlegte auch einen Augenblick, ob er's nicht thun ſolle, entſchied ſich aber doch für den urſprünglichen Plan, richtig überlegend, daß der Graf ſchon am nächſten Morgen den Verluſt bemerken und gegen etwaigen Mißbrauch Vorkehrungen treffen werde. Florio zog alſo lieber, wie er's vorbereitet, ein rundes Stück Wachs aus ſeiner Taſche, hob langſam am Schnürchen den halben Ring von der Bruſt des Schläfers und drückte ihn ſorgfältig in das Wachs bis er um keine Linie mehr über die Oberfläche deſſelben hervorragte. Dieſe Verrichtung war die ſchwierigſte, denn er mußte ſich bis dicht an den Leib des Grafen beugen, und der Athem deſſelben, der ihn getödtet, wenn er ihn betroffen hätte,

ſtreifte ihm die Stirn. Wirklich erſchrak er auch vor einem Zucken der Augenlieder des Schläfers dergeſtalt — er ſah ſie mit Entſetzen ſchon offen — daß er an dem Ringe, den er eben wieder aus dem Wachſe gezogen, zuckte, und dadurch mit dem Schnürchen am Halſe des Grafen einen Ruck veranlaßte. Haſtig hob ſich die Hand des Grafen, griff nach der Bruſt, und ergriff krampfhaft die Hand Florio's, und die geſchloſſenen Augen öffneten ſich zur Hälfte. Der verwegene Italiener bebte, aber beſtand dieſen Moment regungslos: der geringſte Widerſtand hätte wahrſcheinlich den Grafen völlig erweckt, der Mangel jedes Widerſtandes ließ ihn die noch nicht zum Sehen erwachten Augen wieder ſchließen, die Muskeln der Hand löſten ſich wieder, ſo daß die Hand auf die Decke zurückfiel, und Florio, der ſeine Wachsform zufällig in der andern, der linken Hand gehalten, alſo unverletzt erhalten hatte, war ſomit frei, und zog ſich auf den Zehen in Baptiſte's Stube und nach der Ausgangsthür zurück. Hier ſteckte er erſt ſorgfältig ſeine Wachsform ein, trocknete ſich dann den Angſtſchweiß, welcher ihm die Stirn bedeckte, und glitt vorſichtig in

seine Schuhe. Die Thür knarrte zwar, aber jetzt war er schon zu sehr im Vorsprunge, als daß ein Mißlingen noch wahrscheinlich gewesen wäre — nur durfte die Hausthür nicht verschlossen sein. Dies war indeß damals noch selten der Fall: man war nicht so verschwenderisch mit Schlössern und begnügte sich mit Riegeln. So fand's auch Florio, schob leise die Riegel zurück, horchte noch einmal nach der Treppe, vernahm nichts, schlug ein Kreuz nach rückwärts, und entschlüpfte.

König Franz erfuhr von dergleichen gewaltsamen Hilfsmitteln nichts. Er war leidenschaftlich und despotisch genug, ohne näheres Zusehn Alles für erlaubt zu halten, was seinem Willen dienlich sei, und doch hatte er im Widerspruche damit so viel ritterliche Scham, den gröblichen Mitteln nicht in's Auge blicken zu mögen, ein Widerspruch, dem wir überall bei begehrsamen, moralisch nicht durchgebildeten Herrschernaturen begegnen. Bonnivet, eine ächte Günstlingsnatur, welche nicht auf guten, sondern nur auf gefäl-

ligen Rath bedacht iſt, kannte das Weſen ſeines Herren ganz und gar, und erwähnte bei ſolchen halb ertheilten Aufträgen des Gegenſtandes nicht eher wieder, als bis er ihn als reife Frucht dem Könige zum Pflücken bieten konnte. In's große reizende Sündennetz, genannt „gutes Glück" ſchlug dann lachend König Franz die mühſam und oft verbrecheriſch gereifte Avantüre, und genoß ihrer leichtſinnig, und würdigte ohne wörtlich ausgeſprochenen Dank ſeinen Glücksritter Bonnivet.

Dieſer, mit Florio berathſchlagend, erkannte wohl, daß mit Gewinn der Ringform, welche binnen 24 Stunden den halben Goldreif zu Stande bringen half, noch weiter nichts als der erſte Schritt gewonnen, und daß es ſehr ſchwierig ſei, dies Berufungszeichen auf unverdächtige Art nach Chateaubriant zu bringen, den Grafen ferner, ſobald die Gräfin Blois ſich nähere, aus dieſer Stadt zu entfernen, dieſer ein unverfängliches Abſteigequartier zu bieten, und ſie wenigſtens eine kurze Zeit in der Täuſchung, es ſei Alles von ihrem Gatten veranlaßt, zu erhalten.

Zu ſolchem Ende mußte Florio mit Baptiſte wieder in Verbindung treten; denn es war wahrſchein-

lich, daß der Graf seiner Gemahlin Nachricht senden werde über die bedrohte Lage ihres Bruders Lautrec, und der desfallsige Bote mußte den falschen Halbreif mitnehmen. Lautrec selbst konnte auch den natürlichsten Anhalt für die eintreffende Schwester bieten. Aber freilich war Lautrec, gegen welchen der König furchtbar aufgebracht war, bis zum Tode gefährdet, und insofern ein gar mißlicher Anhalt für die Schwester. Auch wünschte Bonnivet, nach erster Kriegsstelle lüstern, gar sehr einen üblen Ausgang der Anklage, welche auf Lautrec lastete, und sah keineswegs voraus, wie so widerstreitende Aufgaben zu vereinigen sein würden. Ein Glücksritter indessen verläßt sich auf den Zufall, und verlangt nicht, die Dinge bis in's Einzelne vor sich ausgerechnet zu sehen. Zunächst hatte Florio den halben Reif passend an Ort und Stelle zu besorgen, und zu dem Ende zechte er 24 Stunden nach dem vollführten Raube wieder mit Baptiste, und erfuhr, daß am frühen Morgen ein Reiter mit Briefschaften nach Chateaubriant abgehn werde. Dieses Reiters habhaft zu werden, war ihm eine leichte Aufgabe. Ein Paar Meilen unterhalb

Blois auf halbem Wege nach Amboiſe war ein durch Räubereien berüchtigter Wald: dort ließ er den armen Teufel durch drei Leute Bonnivet's überfallen, ausplündern und knebeln. Während der unſchuldige Bote gefeſſelt mit dem Antlitze am Boden lag, brachte der Leibdiener Bonnivet's, welcher dabei thätig und allein von der Abſicht unterrichtet war, dem im nahen Dickicht harrenden Florio den Brief des Boten. Er war zwar verſiegelt, und mit ſeidenem Faden zugeſchnürt, aber ſo kunſtlos, daß es dem geſchickten Florio ohne Mühe gelang, ohne Verletzung des Siegels eine Ritze zu gewinnen, den halben Ring hinein zu ſchieben, und mit dem gelockerten ſeidnen Faden das Ganze wieder feſt zu verſchließen. Darauf machte er ſich ſelbſt das Vergnügen, nach der Landſtraße zu reiten, und nachdem er den Brief beiſeit an die Erde geworfen hatte, den Boten anzureden und der Feſſeln zu entledigen. Dieſer erwies ſich ſehr dankbar, fand bei Durchſuchung ſeiner Taſchen, daß ihm eigentlich nichts fehle, entdeckte den großen Brief, verwahrte ihn auf Florio's Rath ſorgfältig auf der Bruſt, entdeckte ſogar, daß ſein Pferd in der Nähe an einen

Baum gebunden war, und theilte vollkommen des nach Blois zu reitenden Florio Meinung, der Angriff müsse eine Verwechselung gewesen und er müsse statt eines Anderen durchgehaun worden sein. So ritt er, sein Geschick preisend, vorsichtig weiter nach der Bretagne hinab.

Während dies geschah traf auf dem Schlosse von Blois die bestimmte Nachricht ein, Lautrec sei mit mehreren Kriegsobersten bereits in Romorantin eingetroffen, sei in einer verzweifelten, aber keineswegs furchtsamen Laune, und drohe mit Eröffnung von Dingen, welche seine Niederlage erklären, und hoffentlich einige der gewissenlosen Diener des Königs an's Messer liefern würden. Eine Person in Blois verstand diese Drohung vollkommen. Dies war die Mutter des Königs. Sie ließ auf der Stelle den Oberintendanten der Finanzen Jacques de Beaune, Seigneur von Semblançay rufen, und fragte ihn, ob er die Quittung noch besitze, welche sie ihm Ausgang vorigen Jahres über 400,000 Ekü's ausgestellt —

Königliche Hoheit meinen die Summe, welche für die italienische Armee bestimmt war? fragte Sem-

blançay, ein ſchlichter, aber pünktlicher Geſchäftsmann langen, ſchmalen Wuchſes und unbeholfener Manieren, ergraut und gebeugt im Dienſte.

Ja doch! zeigt mir die Quittung!

Die Quittung iſt vorhanden, königliche Hoheit.

Zeigt ſie mir!

Semblançay, mit den gefährlichen Manieren dieſer Dame wohl bekannt, trug Bedenken, ein für ihn ſo wichtiges Dokument dergeſtalt auszuſetzen, und war ein zu ehrlicher Mann, um auf Vorſchläge der Herzogin einzugehn, welche darauf hinausliefen, auf irgend eine unlautre Weiſe den Beweis vorzuſpiegeln, daß jene 400,000 Eků's nach Italien abgeſchickt worden ſeien. Die Herzogin hatte dieſe Summe unterſchlagen, und es ſtand zu erwarten, daß Lautrec das Mißlingen des Feldzuges auf den Mangel dieſes ihm verſprochenen Geldes wälzen, und daß eine ſtrenge Unterſuchung in Betreff dieſer Summe eintreten werde. Der arme Semblançay ahnte nicht, daß unter ſolchen Umſtänden und mit ſolchen Perſonen ehrlich Verfahren und gut Gewiſſen kein hinreichender Schutz ſei, und daß er unklug handle, im Gefühl ſeines

Rechtes ein mit der Herzogin gemeinſchaftliches Verfahren zurückzuweiſen. Sie entließ ihn äußerſt ungnädig und ſchickte nach Duprat, welcher damals in höchſter Inſtanz das ganze innere Staatsweſen verwaltete, und der nie um einen Ausweg verlegen war. Duprat war es auch, welcher um jene Zeit die Idee einer nicht auf Abzahlung ſondern auf die Dauer errichteten Staatsſchuld erfand, und von dem ſich die Herzogin wohl eines genügenden Raths in dieſer bedenklichen Lage verſehn durfte.

Sie blieben lange zuſammen, und der erſte Schritt, nachdem ſie ſich getrennt, beſtand darin, daß ſie zum Könige ging, und ſich über unregelmäßige Auszahlung ihrer Gelder Seitens Semblançay's beſchwerte. Auch Duprat, ſetzte ſie hinzu, iſt ſeit einiger Zeit ſehr unzufrieden mit ihm, der Himmel weiß, was dem alten Manne, deſſen Geiſtes- und Gedächtnißkräfte offenbar ſchwänden, begegnet ſein müſſe.

Nicht doch! erwiederte König Franz, Ihr irrt Euch wohl: Vater Semblançay iſt mir ſtets ein braver und tüchtiger Diener geweſen.

Ich ſage Dir aber, mein Sohn, er iſt ſeit einiger

Zeit wie umgewandelt, und hat mir eben eine Summe als schon gezahlt abstreiten wollen, über welche er bei näherem Zufragen keine Quittung besaß.

Da ging die Nachricht ein, Lautrec sei in Blois angekommen, eingeholt bis kurz vor Cour Cheverny von bretonischen und normännischen Seigneurs, an deren Spitze sich Graf Chateaubriant hervorgethan habe, und zwar hervorgethan habe durch Zuversichtlichkeit gegen den wahrscheinlichen Zorn des Königs. Es habe allen Anschein, als wollten sich die gereizten Stände der Bretagne und Normandie um diesen vom Könige übel angesehenen Krigsobersten wie um einen Mittelpunkt schaaren —

Sie sind nicht vom Pferde gestiegen in der Stadt — hieß die neue Kunde — sondern reiten in Wehr und Waffen und bestaubten Reisekleidern den Schloßberg herauf.

Das Ganze hatte in der That den Anschein einer drohenden Opposition: der ganze offene Hof des Schlosses wimmelte bald von Reitern und Pferden, und unter Voraustritt Lautrec's wurde gleich darauf der Gardensaal in gleicher Weise angefüllt. Es schien auf

eine abſichtliche Verletzung der durch König Franz eingeführten Formen abgeſehn zu ſein: Niemand fragte darnach gemeldet zu werden, und die fragend entgegen tretenden den Leibdienſt beim Könige verſehenden Edelleute wurden ohne weitre Erklärung bei Seite geſchoben. Lautrec ſelbſt verhielt ſich dabei am Ruhigſten, und ſchritt ſchweigend und ſtreng ernſthaften Ausdrucks unter den Seigneurs einher. Er war ein Mann von ſchlanker Mittelgröße, tief gebräuntem Antlitze und glänzend ſchwarzen, großen Augen. Jede Bewegung an ihm zeigte von kriegeriſcher Geſchmeidigkeit und Feſtigkeit und von überlegener Faſſung. Das Geſchlecht der Foix, aus dem ſchönen Pyrenäenländchen gleiches Namens ſtammend, war damals ein ausgezeichnetes Heldengeſchlecht: Gaſton de Foix war zur Zeit König Ludwig's der erſte Kriegsheld Frankreichs, das bewunderte Vorbild Königs Franz, und ſein Todesfall bei Ravenna war wie ein Landesunglück beklagt worden. Das jetzt lebende Geſchlecht der Foix hatte dem Könige drei Helden geboten, die mit einander an Tapferkeit und kriegeriſcher Umſicht wetteiferten. Der jüngſte von ihnen, André de Foix,

Sire de l'Esparre war im Juni 1521 in Navarra den Heldentod für den König von Frankreich gestorben; der mittlere von ihnen, Lescun, Marschall von Foix hatte neben Lautrec, dem ältesten, mit untadelhafter Tüchtigkeit in Italien gefochten, und Lautrec selbst hatte sich bis zu dem letzten unglücklichen Feldzuge durch überlegenes Heerführertalent ausgezeichnet. Daß er in diesem Feldzuge ein dem französischen Heere ungewöhnliches Zaudern vor entscheidender Schlacht an den Tag gelegt, und damit mehrere günstige Gelegenheiten für entscheidende Schläge verabsäumt hatte, dies schrieb man bereits allgemein dem Mangel an nöthiger Unterstützung zu, welchem er von Frankreich aus Preis gegeben worden sei, und eben deshalb war man überaus begierig, was Lautrec zu seiner Rechtfertigung vorbringen werde, ja man war unerwarteter Anklagen von Lautrec's Seite gewärtig. Es war also vielleicht eben so viel Neugierde als Trotz gegen den despotischen König, was die Seigneurs die Treppen des Schlosses hinauf drängte.

Am Ende der Treppe und vor dem Eingange in den großen Saal stellte sich ihnen Chabot de Brion

entgegen, und fragte im Namen des Königs, was dieser ungemeldete Zudrang bedeuten solle?

Für die Seigneurs des Landes, junger Herr — rief Graf Chateaubriant — haben die Thüren des Königs und Lehensherrn in Frankreich noch allezeit offen gestanden, und die Stände des Reichs haben sich nie durch Bediente melden lassen!

Seid Ihr — rief der aus dem Saal tretende Admiral Bonnivet — als Korporation der Stände von Bretagne und Normandie hier zugegen?

Auf diese Frage entstand ein Murmeln der Unschlüssigkeit unter den Seigneurs.

Dann mögen die Seneschals der beiden Provinzen — fuhr Bonnivet fort — vortreten, auf daß ich sie vor den König führe!

Es trat Niemand vor, und Lautrec ergriff das Wort: Wenn dies Euer Dienst ist, Herr Admiral von Bonnivet, so meldet mich dem Könige, und sagt ihm, daß Lautrec von Foix an der Thür stehe, um dem Könige von Frankreich Bericht zu erstatten über das französische Heer in Italien.

Du redest unwahr, Lautrec von Foix! sprach

plötzlich zu allgemeiner Ueberraschung der König selbst, vor dem die Flügelthüren des Saales aufgeflogen waren, und der mit drohender Miene auf der Schwelle stand.

Kein Foix spricht unwahr, König von Frankreich! entgegnete unerschrocken Lautrec.

Wo giebt's ein französisches Heer in Italien, Kriegsoberst ohne Krieger? Du hast mein Heer vernichten lassen, es existirt nicht mehr. Und jetzt erscheinst Du in meinem Hause, umringt von ungebührlich auftretenden Edelleuten, die hier nichts zu suchen haben, und deren Gegenwart Deine Rechtfertigung erschwert, statt sie zu erleichtern.

Ich habe diese Seigneurs nicht aufgefordert, mich zu begleiten —

Nein, König Franz, wir haben uns zu ihm gedrängt, rief jähzornig Graf Chateaubriant, weil wir ringsum die edelsten Häupter des Landes bedroht, und namenlose Emporkömmlinge in Macht sehn. — Dadurch ist schon Bourbon zu Aeußerstem getrieben worden, dadurch sehen wir Pairs des Reiches ungeziemender Behandlung uns ausgesetzt —

Es ſoll Dir, bretoniſcher Graf, geziemend erwieſen werden, daß Du Dich in Blois ungeziemend gegen Deinen König und Herrn betragen haſt; denn Du wirſt ſpornſtreichs von hier nach unſrer Stadt Paris reiten, und vor dem Parlamente erſcheinen, um Dein Recht zu hören.

Das Parlament von Paris iſt nicht mein Gerichtshof, erwiderte Chateaubriant, gleichzeitig mit dem Könige ſprechend, der auf dieſe Erwiderung nicht achtete, ſondern zu Lautrec gewendet ohne Unterbrechung fortfuhr: Und Du, Lautrec von Foix, wirſt in dieſer Stadt verharren, bis ich Dich rufen laſſe zur Rechenſchaft. Ihr aber, Seigneurs der Bretagne und Normandie, die Ihr Euch unwürdig gezeigt für Berathung mit Eurem Könige und Herrn, die Ihr Euch trotzig erwieſen habt in einem Augenblicke, da die abſcheulichſte Felonie gegen den König von Frankreich verbrochen worden iſt, und da jeder brave Edelmann hierdurch aufgefordert ſein ſollte, ſich betrübt und hingebend zu beweiſen, Ihr werdet dieſe Stadt verlaſſen, bevor die Sonne untergegangen iſt, und werdet auf Euren Schlöſſern erwarten, was Euer

König und Herr über Euch und nicht mehr mit Euch beſchließt!

Nach dieſen mit ſchallender Stimme geſprochenen Worten trat der König zurück, und die Saalthüren ſchloſſen ſich wieder.

Wahrhaftig, Budé, ſagte er am folgenden Tage, als ihm die Anzeige gemacht wurde, die Gräfin Chateaubriant ſei nur noch eine Stunde von Blois entfernt und Lautrec werde in nächſter Stunde auf dem Schloſſe erſcheinen zu ſeinem Gericht, — wahrhaftig Guillaume, wir Menſchen bleiben uns ſelbſt, jeder ſich ſelbſt, die größten Räthſel! Sprich nicht ferner jenen deutſchen Mönchen das Wort, welche ſich anheiſchig machen, die religiöſen Schleier zu lüften. Die Vorwitzigen! Wo bliebe mir der Lebensreiz, wenn ich nur von den verborgenen Geiſtern in meiner eignen Perſon die Hülle wegziehen könnte! Und ich kann es nimmermehr. Du mußt mir's glauben, Budé, denn ich weiß es ſelbſt nicht anders, daß ich

ohne Kalkül meinen gestrigen Zorn zu meinem Vortheile ausgebeutet habe. Bei meinem Degen sag' ich Dir, ich habe ohne weitere Ueberlegung Chateaubriant gerade von hinnen gejagt, da die Ankunft seiner Frau nahe bevorstand, und habe Lautrec's Gericht verschoben ohne den Gedanken, es könne wohl, wie es nun geschehen wird, mit jener Ankunft zusammenfallen, und könne die Schwester dem Bruder nach unmittelbar in mein Haus führen. Das Alles hat vielleicht wie ein nur mit schwachen Umrissen angefangenes Gemälde in irgend einem verborgenen Winkel meines Inneren gestanden, aber gekannt habe ich's nicht, auch wenn ich darnach gehandelt habe. Nun, was hast Du mit Deinem trübseligen Ernste?

Königlicher Herr, ich fürchte, Ihr behandelt mir dies seltne Frauenbild im Stile einer gewöhnlichen Liebschaft, wie sehr ich Euch —

An Dir ist wirklich ein Beichtvater verdorben, Budé!

Es ist mir, mein König, in diesem Falle so strenger Ernst mit alle dem, was ich gesagt habe und sage, daß ich getrost Eure Ungnade auf mich

nehmen und meiner Gräfin rathen werde, Augenblicks wieder umzukehren —

Thörichter Menſch, habe ich's denn zurückgenommen, daß ich der edelſten Eindrücke gewärtig bin, und daß ich, wenn mir ſolche Eindrücke werden, die ehrenhafteſten Schritte vorhabe? holla, Bonnivet, ich habe mir das anders überlegt, Du darfſt die Gräfin nicht empfangen, wenn ſie, erſchreckt über die Abreiſe ihres Gemahls, ihren Bruder ſucht, Du würdeſt das zu leichtfertig betreiben, und ſie würde nur noch ärger eingeſchüchtert. Budé mag es thun, und mag ſie zu meiner Schweſter führen.

Dies ward geſprochen im Saale von Blois um die Mittagsſtunde, und bei den letzten Worten wurden dem Könige Briefſchaften überreicht, welche Bezug hatten auf die mißlichen Kriegsverhältniſſe, und welche den König in eine ganz andere nicht eben erfreuliche Stimmung verſetzten. Er ging mit großen Schritten im Saale umher, und ſchien es nicht zu beachten, als Lautrec eingeführt wurde von Chabot de Brion. Lautrec ſchritt vor bis in die Mitte des Saales, verbeugte ſich ſtumm und verharrte ſtumm,

ernſthaften aber ruhigen Blickes dem umhergehenden Könige zuſehend. Dieſer ging mehrmals dicht an ihm vorüber, und blieb endlich dicht vor ihm ſtehn —

Du biſt Lautrec von Foix, den ich mit einem prächtigen Heere nach Italien ſandte?

Der bin ich.

Wo haſt Du mein Heer?

Es iſt verloren.

Wo iſt meine Mailänder Erbſchaft?

Sie iſt verloren.

Wer hat ſie verloren, unglücklicher Mann?

Ich nicht!

Verwegener, wer ſonſt?

Du haſt ſie ſelbſt verloren, König, denn Du haſt uns im Stich gelaſſen —

Was?

Ein Heer braucht Sold, denn es beſteht nicht aus Edelleuten, ein Heer braucht Nahrung, und nicht für das Eine, nicht für das Andere wurde von Frankreich aus auch nur im Mindeſten geſorgt. Erinnere Dich, mein König, daß ich nicht abreiſen wollte, bevor ich die Mittel zur Kriegführung in Händen hätte.

Reiſe getroſt, hieß es, man wird ſie Dir ſenden, ich reiſ'te und — was geſchah? Die Gendarmerie hat achtzehn Monate gedient ohne einen Denar zu erhalten, und die Schweizer desgleichen, die Schweizer, welche nur um Geld dienen. Sie verließen mich denn am Ende großentheils, und die noch blieben, zwangen mich zur ungünſtigſten Annahme der Schlacht an der Bicocca, denn ſie wollten wenigſtens Beute machen, und ſie verſagten, als der erſte Anlauf mißlang —

Wie kannſt Du Dich auf Mangel an Sold berufen, da ich Dir doch die verſprochenen 400,000 Ekü's gewiſſenhaft geſendet?

Du haſt ſie nicht geſendet!

Frecher Lautrec!

Mäßige Dich König von Frankreich! Ein Foix, der Jahrelang Heere geführt, trägt Unglück groß wie das Alpengebirg, aber keinerlei Schimpf, ſei er nur ſo groß wie das Sandkorn am Meere, und ein Foix lügt nicht! Deinen königlichen Brief, welcher die Abſendung der Summe ankündigte, hab' ich erhalten, niemals aber die Summe ſelbſt —

Lautrec!? — Brion, rufe Semblançay!

Bis dieſer erſchien, ging der König wieder umher, und zwar in noch größerer Aufregung als vor Beginn des Geſprächs. Als der alte Semblançay eintrat, rief er ihm heftig entgegen: Hab ich Dir nicht befohlen, 400,000 Ekü's an's italieniſche Heer zu ſenden?

Zu Befehl, Majeſtät.

Nun?

Die Summe war auch bereits zur Abſendung verpackt, als Ihre königliche Hoheit, Madame von Angoulême zu mir trat, die Summe in Anſpruch nahm —

Biſt Du mein Diener im wichtigſten Geſchäfte, und weißt nicht, wer Dir befiehlt?

Doch, Majeſtät! Ich widerſtrebte, ſo weit es ſchicklich war gegen die Mutter meines Königs; Eure Majeſtät waren abweſend, und es blieb mir nichts übrig, als gegen eine gute Quittung —

Es bleibt mir nichts übrig gegen ſolche Dummheit als Schwert und Strick, weißt Du, grauer Thor, was Du angerichtet? — Brion, die Frau Herzogin von Angoulême ſei gebeten — was hilft mir nun das

Papier, das in Deiner Hand zittert wie das Gewiſſen in Deinem Buſen?

Mein Gewiſſen, königliche Majeſtät, iſt gut, denn dies Papier iſt die Quittung, welche mir die Frau Herzogin ausgeſtellt hat über Empfang der 400,000 Ekú's —

Zeig her! — Der König las, und ein konvulſiviſcher Schmerz fuhr wie ein zackiger Blitz durch ſein Angeſicht. Er betrachtete den unglücklichen Semblançay von unten bis oben, und ſchwieg, und ſah nach der Thür, durch welche die Herzogin eintreten ſollte. Vielleicht bereute er's ſchon, daß er ſeine Mutter einem Verhöre vor ſolchen Zuhörern ausſetzte; wenigſtens ging er ihr, da ſie eintrat, höflich entgegen, führte ſie vor Semblançay, und ſprach mit ſchwächerer Stimme als vorher: Madame, dieſer Mann behauptet, Euch auf Euren Befehl eine Summe von 400,000 Ekú's eingehändigt zu haben!

Und womit unterſtützt er dieſe Behauptung?

Hiermit! — Der König hielt ihr dabei die von ihr eigenhändig unterſchriebene Quittung vor die Augen. — Die Herzogin, vorbereitet auf dieſen kritiſchen

Augenblick und wohl berathen durch Duprat, las aufmerksam, und sagte gleichgültig: Dies ist in der Ordnung. Ich habe dies Geld erhalten, und habe den Empfang bescheinigt, was ist sonst dabei, mein Sohn?

Was sonst? Mein Heer, mein Italien hast Du mir verloren durch Wegnahme dieser Summe!

Das wolle Gott verhüten, mein Sohn! Warum hat man sie nicht zu diesem Ende von mir verlangt? Ich würde sie gern geopfert haben, obwohl ich sie mit mancher Entbehrniß erspart hatte —

Wie das? rief der König, oh, Madame! rief Semblançay, dem große Schweißtropfen auf der Stirne standen, weil er wohl einsah, wie gefährlich ihm diese Wendung werden konnte. Der König aber hielt diesen Ausruf des alten Mannes für einen Ausruf der Bitte um Schonung, und drang auf nähere Erklärung. Die Herzogin gab sie dahin ab, das Geld sei ihr erspartes gewesen, das Semblançay zur Aufbewahrung gehabt, und das also nichts als die gleiche Zahlenhöhe mit der für Italien bestimmten Summe gemein habe. Semblançay! rief hierbei der König, alter grauer Sünder! Mit welcher Geschicklichkeit hast

Du mich ſo viele Jahre über Deine Ehrlichkeit getäuſcht! — Semblançay, die Hand auf's Herz legend, wollte betheuern, ward aber von der Herzogin unterbrochen, welche ſagte: Wenn der König von Frankreich ſeine Mutter Lügen ſtrafen läßt, ſo ſollte er es doch in gemeſſener Form thun, dieſen Mann vor Gericht ſtellen und die Sache ſtreng unterſuchen laſſen; denn es iſt gegen meine Würde, einem Betrüger zu widerſprechen!

Oh, oh, wir waren unwürdig, ein Land ſchön wie Italien zu erobern! rief der König, zweifelnd bald die Mutter, bald Semblançay anſehend. In dieſem Augenblicke trat Bonnivet zu ihm, und machte ihm leiſe eine Mittheilung. Der König ging ſogleich an's Fenſter, riß es auf, und ſah aufmerkſam in den Hof hinab, rückwärts die Hand ausſtreckend und mit langſamer Betonung ſagend: Geh hinunter, Bube, und empfange den Gaſt, wie ich Dir befohlen!

Beſchäftigt Euch mit Lautrec, Majeſtät, flüſterte Bonnivet dem Könige zu — er ſteht unbeſchäftigt noch in der Mitte des Saales; ſobald er an's Fenſter tritt und ſeiner Schweſter anſichtig wird, ſo

bemächtigt er ſich auch ihrer, und unſre Pläne werden erſchwert, wenn nicht gar vernichtet!

Der König aber war in den Anblick verſunken, der ſich ihm bot: die junge Gräfin auf weißem Zelter, erhitzt von der Reiſe, unſicher in der Fremde ſah halb neugierig, halb zaghaft umher, und begrüßte mit großer Freude den aus dem Schloſſe tretenden Budé, ja ſie reichte ihm beide Hände, und auf die ſeinigen geſtützt ſprang ſie mit anmuthiger Geſchicklichkeit vom Pferde. — „Ihr habt ganz recht gehabt — ſagte der König, immer noch hinabſehend, nicht eben leiſe zu Bonnivet — „dies ſcheint ein reizendes Geſchöpf zu ſein" —

Wenn aber Majeſtät Lautrec nicht beſchäftigen, ſo genießen Sie nichts davon als den jetzigen Anblick — die Frau Herzogin nähert ſich eben dieſem Fenſter, und Lautrec dem andern, nur das gleichgültige Schlachtopfer Semblançay bleibt unbeweglich in der Mitte —

Da wendete ſich der König, winkte Lautrec, und ging mit ihm an die entgegengeſetzte Fenſterreihe des Saals, welche nach dem ſtillen Margarethen-Platze

mit Nußbäumen und Kirchlein hinaus ging, und ſprach mit halber Stimme zu ihm: Kannſt Du mir Deine Hand darauf geben, Lautrec, daß der Mangel des Geldes allein die Verluſte herbeigeführt hat?

Nein, mein König, das kann ich nicht; ich habe ein Syſtem vorſichtigen Krieges verſucht, welches den beſten Vorzug unſrer Edelleute und Gensdarmen nicht zur vollen Wirkung kommen läßt, ich meine den Ungeſtüm, welchen die Italiener furia francese nennen, dies Syſtem hat uns geſchadet, und der Mangel des Geldes hat nur den entſcheidend unglücklichen Ausſchlag gegeben.

Wir haben alſo doch gelernt, obwohl wir verloren?

Das haben wir.

Beſſern wir uns alſo! Wir haben Gelegenheit, und Du mußt ſogleich wieder — wenn Du mir anders, lieber Lautrec, meine heftige Wallung verziehen haſt — in den Steigbügel! Gieb mir Deine Hand! Deine Aufrichtigkeit hat mein Herz erfreut; Fortſchritt iſt nur möglich, wenn man aufrichtig iſt gegen ſich ſelbſt. Wenn wir das nächſte Mal Mailand

ſehen, ſo werden wir neben einander ſein, und Ungeſtüm und Vorſicht neben einander ſollen zum guten Ziele kommen, nicht wahr? — Herr Kanzler Duprat, dieſer unglückliche Semblançay wird ſich vor dem Gerichtshofe des Parlamentes in Paris um Hals und Kragen verantworten ob Unterſchlagung der 400,000 Ekü's, ſorgt dafür!

Ich bin unſchuldig, Majeſtät!

Das wollen wir ſehn.

5.

So war denn die Intrigue gegen die Gräfin bereits insoweit gelungen, daß sie allein und dem Anscheine nach schutzlos in's Haus des Königs gerathen war. Trotz dringender Nachfrage erfuhr sie erst nach und nach, daß ihr Gemahl schon vor einigen Tagen, ihr Bruder vor einigen Stunden Blois verlassen habe. Aber ihr Gemahl werde wahrscheinlich binnen Kurzem zurückkehren, denn sonst hätte er Nachrichten für sie, die ja auf sein Geheiß ankam, hinterlassen, und die wenigen Tage werde sie in dem Schutze der liebenswürdigen Margaretha Bestens aufgehoben sein.

Die Gräfin zeigte sich allerdings wie ein etwas verschüchtertes Reh. Hätte sie den Boden nur etwas fester, hätte sie nur irgend ein Zeichen von ihrem strengen Gatten vorgefunden, sie hätte sich ja so gern gefreut, plötzlich einmal aus der unwandelbaren bre-

tonischen Einsamkeit in so lebhafte Umgebungen gekommen zu sein. So lange Budé, der ihr großes Vertrauen einflößte, bei ihr blieb, drang auch einige Male die helle Aeußerung des Vergnügens mitten durch ihre tausend Fragen der Besorgniß, wie ein Sonnenblick durch umwölkten Himmel. Aber Budé konnte nicht fortwährend bleiben, die Herzogin Margaretha überhäufte sie mit Zuvorkommenheit, Bonnivet ließ fragen, ob er aufwarten könne, ja der König ließ sie willkommen heißen, und die Angst überwältigte sie dergestalt, daß sie in Thränen ausbrach, und unter dem nicht ungegründeten Vorwande des Krankseins sich auf ihre Zimmer zurückziehn mußte.

Sie wußte nicht, was ihr bevorstand, denn sie war in der Welt unerfahren, aber sie begriff mit jenem den Frauen eigenthümlichen Instinkte, der wie ein sechster Sinn sie unterrichtet, daß ihrem Leben eine entscheidende Krisis nahe. Und jede Frau, auch die unzufriedene, auch die gelangweilte scheut einen kritischen Wendepunkt. Sei es ihr angeboren — was die Emancipation Begehrenden läugnen —, sei es ihr anerzogen: die Frau entscheidet sich, auch wenn

ihr die Wahl gelaſſen wird, viel eher für fernere Ertragung einer drückenden Exiſtenz als für das Wagniß einer Aenderung. Die junge Gräfin hatte in ihrem einſamen Schloſſe oft bitterlich geweint über die Rohheit eines Gatten, der all ihre feineren Gedanken nicht verſtand und mit den Füßen bei Seite ſtieß, der eben deshalb keine auf edlere Weiſe vermittelte, ſondern nur die gedankenloſe äußerliche Zärtlichkeit bieten konnte, eine Zärtlichkeit, welche immer zudringlich erſcheint und Widerwillen erweckt, ſobald ſie nicht Seitens der Frau mit dem unbegreiflichen Schauer der Neigung empfangen wird. Solche Neigung war der Gräfin bis dahin fremd geblieben; aber ſie war ſo weiblich erzogen und in der Ehe ſo unterwürfig gewöhnt worden, daß ſie ſelbſt nicht wußte, wie widerwärtig ihr der Gemahl war. Ertragen wir doch oft Jahre lang das Unangenehmſte, weil wir erſt durch einen plötzlich ſich bietenden Vergleich oder Gegenſatz entdecken, wie groß die uns aufgebürdete Unannehmlichkeit ſei. — Sie hatte alſo in den erſten Tagen auf Schloß Blois kein anderes Trachten deutlich vor ſich, als wie ſie aus dieſer ihrem Gemahl verhaßten Welt hinweg

und nach Chateaubriant zurückkommen könnte. Daß sie schon um ihres so unverschuldeten Eintritts in diese Welt der herbsten Behandlung vom Grafen entgegensehn durfte, das wußte sie wohl, aber sie wollte sich lieber solcher Strafe unterwerfen, als der wachsenden Pein des Gewissens. Denn obwohl sie mit einem prüfenden und den banalen Moralphrasen, welche der Graf hören ließ, weit überlegenen Geiste ausgerüstet war, so bildeten doch all jene Phrasen ein Gewissen in ihr, neben welchem ihr Geist, schüchtern und ohne Erfahrung, bei Weitem nicht aufkam. Hinweg! hinweg! drängte also Alles in ihr. Aber sie war eben auch in Blois nach wenig Tagen nicht bloß durch äußere Bande gefesselt. Nicht etwa, daß sie ihr schüchternes Auge zu einem der schönen und geistvollen Männer erhoben und einer raschen Neigung sich ergeben hätte, o nein, einem wie sie gearteten Wesen war für den Uebergang in andre Lebenskreise eine Frauenmacht viel gefährlicher oder doch wirksamer. Die Herzogin Margaretha war ganz dazu geeignet, das Vertrauen der bedrängten jungen Frau schnell zu gewinnen, und den zu bewerkstelligenden Wechsel vortrefflich zu leiten;

denn Margaretha hatte die Ehe mit der Mittelmäßigkeit ſelbſt zu ertragen und zu verbeſſern gehabt, ſie war lebhaft, ſie war geiſtig hochbegabt, ſie beſaß ein ſtarkes Bedürfniß wahrhaftiger Tugend neben dem ſtarken Bedürfniſſe genußreicher Exiſtenz, und ſie war vielleicht in allem, was die Wünſche ihres geliebten Bruders betraf, weniger gewiſſenhaft als ſonſt in irgend welchem Kreiſe. Und Galanterie war das junge Schooßkind jener Zeit! Es fand ſeine halbe Rechtfertigung im wiedererweckten Stile der als würdig geprieſenen Ritterlichkeit, und wurde übrigens beſchützt von dem ſchmeichelnden Drange abenteuerlicher Erfindung, der mit einer Wiedergeburt ſchöner Künſte und Verhältniſſe Hand in Hand gehn müſſe. Es iſt alſo gar wohl erklärlich, daß die Verfaſſerin der „Geſchichte beglückter Liebhaber", jener ſchalkhaften Novellen, es nicht verſchmähte, dieſe unerfahrene Gräfin ſyſtematiſch den Provinzial-Grundſätzen abwendig zu machen. Dieſe begabte Verführerin, ein äußerſt ſchwer zu beurtheilender Charakter, war übrigens niemals gemeint, die alltägliche Libertinage ihres Bruders zu unterſtützen, im Gegentheile verbarg ihr Franz die

unſaubern Seitenwege, welche er gar oft wandelte, ſorgfältig, denn ſie nannte ſolche Abenteuer trivial und verzieh ſie nicht. Die alten Romane der Chevalerie waren ihre Lieblingslektüre geweſen, und hatten in ihr ein Syſtem zu Wege gebracht, von welchem viele Kenner den Geiſt und das Weſen der ſeit drei Jahrhunderten mannigfach ausgebildeten, zuweilen entarteten, immer aber intereſſant ſich darſtellenden franzöſiſchen Geſellſchaft herleiten. Rückſichtsvolle und aufopferungsluſtige Freundſchaft ſollte Grund und Boden alles Verkehres ſein, auch des Verkehrs zwiſchen den verſchiedenen Geſchlechtern, denen auf dieſem Grunde eine zarte und naive Vertraulichkeit geſtattet ſei. Margarethe erfand dafür jene ſogenannten „Alliancen", welche Freund und Freundin wie Bruder und Schweſter angeſehn wiſſen wollten, und welche, auf geiſtiger Zuneigung beruhend, den öffentlichen Ausdruck gegenſeitiger Liebe geſtatteten, und ſolcherweiſe ſyſtematiſch Tadel und Verdacht entfernen ſollten. Schon an ihrem kleinen Hofe von Alençon hatte ſie ſolchen Lebensſtil eingeführt, und neben ihrem Bruder konnte ſie ihm eine ſo große Ausdehnung ge-

ben, daß er Vorbild für Frankreich wurde. Natürlich blieben diese „Alliancen" nicht so spirituell, wie sie gemeint waren, ja Brantôme sagt von der Stifterin selbst, „sie habe in Sachen der Vergnüglichkeiten und Galanterien gezeigt, daß sie mehr davon verstünde, als ihr tägliches Brot"; aber es bildeten sich doch Formen und Verhältnisse, welche Geist und zierlichen Anstand zur Grundbedingung hatten und das Unvermeidliche vor Rohheit bewahrten. Hierin zeigt sich ein interessanter Kontrast des sechzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich: im neunzehnten nämlich wurden diese Alliancen durch Simonisten und Sozialisten dergestalt wieder aufgenommen, daß man sie auf die ganze bürgerliche Gesellschaft ausdehnen und das bloß anmuthige Spiel mit Formen in ein ernsthaftes Grundgesetz für freien Verkehr zwischen den Geschlechtern umwandeln wollte. Margaretha, dem reformirenden Kalvinismus mit großer Theilnahme, ja einige Jahre später mit Parteinahme zugehörend, hätte wahrscheinlich, wenn der Simonismus neben ihr entstanden wäre, einzelne Theile desselben systematisch aufgenommen und in's Werk ge-

ſetzt, und darin die Grundverſchiedenheit von ihrem ihr oft ſo ähnlich erſcheinenden! Bruder an den Tag gelegt. Denn Franz, als entſchiedener Egoiſt, war allem verbindlich machenden Syſteme abhold, und fand ſeinen Lebensreiz juſt im Gegentheile, im Willkührlichen und Augenblicklichen.

Es iſt nicht bekannt geworden, in wie weit Margaretha von ihrem Bruder eingeweiht worden ſei in die Abſicht, welche er damals vorhatte mit der Gräfin Chateaubriant. Wahrſcheinlich iſt die Verſtändigung nicht weiter gegangen als bis zu den allgemeinen Redensarten, daß es ſich darum handle, ein liebenswürdiges und begabtes Geſchöpf den rohen Händen eines Seigneurs zu entwinden, der ſolchen Edelſtein nicht zu würdigen wiſſe. Und das war hinreichend, das Intereſſe und die Beiwirkung Margaretha's zu erwecken. König Franz konnte auch in den erſten Tagen guten Gewiſſens ſich ſolcher allgemeinen Ausdrücke bedienen, denn er hatte die Gräfin nur von Weitem geſehn, und erſt am dritten Tage verſchaffte ihm Margaretha, welche die Aufgabe als reizende pſychologiſche behandelte und um keinen Preis

übereilt sehn mochte, Gelegenheit, die schöne Françoise näher zu beobachten. Nicht daß sie ihn zu ihr geführt hätte, so weit war die verschüchterte Gräfin noch keineswegs ermuthigt, sondern dadurch, daß sie ihm im offnen Nebenzimmer an einem Fenster, welches in der Zwischenwand angebracht war, einen Platz anwies. Es war das Glas dieses Fensters eine Beute aus Italien, und hatte den damals in Frankreich noch unbekannten Spiegel-Vorzug, daß es nur von einer Seite, natürlich von der, welche der König einnahm, durchsichtig war, von der andern aber bis zur Undurchsichtigkeit blendete. Dort sah und hörte König Franz die junge Frau in all ihrer lieblichen und reizenden Natürlichkeit, welche sie der freundlichen Margaretha gegenüber bereits gewonnen hatte. Margaretha galt wirklich in ganz Frankreich für diejenige Person der königlichen Familie, welche sittlich am Höchsten zu achten sei, und dieser Ruf erleichterte ihr überaus die sogenannte Bekehrung der Gräfin — „Aber es ist doch unerläßlich," sagte die Letztere, „daß ich meinem Gemahle wenigstens ausführliche Kunde abstatte, wo ich mich befinde und wie ich lebe,

wenn Ihr denn durchaus unveränderlich darauf beharrt, meine Rückkehr nach Chateaubriant sei ohne Weiteres unpassend" —

Und ich denke, erwiderte Margaretha, Ihr gebt mir darin endlich Recht! Euer Gemahl befiehlt Euch, hierher zu kommen, und achtet Eurer, ich will nicht einmal sagen Eures Rufs, sondern nur Eurer Sicherheit und Bequemlichkeit so wenig, daß er unbekümmert um Eure Ankunft sich von Blois entfernt und Euch dem Zufalle Preis giebt. Verdient solche Unritterlichkeit Rücksicht von Eurer Seite? Strafe verdient sie. Die Männer sind das, wozu wir sie machen. Sie sind leidenschaftlich, aber roh und gedankenlos uns gegenüber, denn in dem eingerissenen Wahne, dem ersten und allein wichtigen Geschlechte anzugehören sind sie eigensüchtig bis zum Grade der Gedankenlosigkeit. Wir müssen systematisch Formen erfinden und aufrecht erhalten, wir müssen die Männer täglich daran erinnern, wir müssen darin zusammenhalten wie für einen Kultus und jede Einzelne muß in ihren Verhältnissen Wohl und Wehe ihres ganzen Geschlechts vor Augen haben, daß wir nichts

Geringeres ſind, denn ſie. Glaubt nur, dies iſt auch zum Beſten der Männer: ohne ſtrenge Schranken und Bildungsmittel nützen ſie den Zauber ab, welchen weibliche Schönheit gewähren mag! Sie vernichten durch plumpen, eintönigen Verkehr alle Möglichkeit unerwarteter Wendung, allen Reiz eines Glücks, das nur Glück iſt, ſo lange wir deſſen nicht ſicher ſind.

„Aber die Frau hat ja kein Recht zu ſolchen Maaßregeln, welche die Herrſchaft des Mannes untergraben, denn es heißt ja ſelbſt in der Religion: Er ſoll Dein Herr ſein!“

O pfui doch, Gräfin, das iſt ein altmodiſches Mißverſtändniß —

„Kann denn die Religion auch altmodiſch werden?“

Wenigſtens die Deutung derſelben.

„Das mag ſein. Aber heißt es nicht eine andere Gefahr heraufbeſchwören, wenn man uns räth, ein Syſtem zu errichten auch zwiſchen Ehegatten? Die Gefahr der Verſtellung und Lüge? In meiner Erziehung iſt Alles darauf hingeleitet worden, ich ſolle wahr und offen ſein, dies ſei die Grundbedingung

aller Tugend und alles glücklichen Gewissens, und ich sollte nun demjenigen Manne gegenüber, dem ich mit Leib und Seele zugesprochen worden bin, wohl überlegt eine Kunst der Verstellung üben, ein Getriebe der Täuschung! Wie reimt sich das?"

Unschuldig Mädchen, das Ihr geblieben seid! Habt Ihr noch nie zugesehn, welchen Gang jegliche Erziehung nimmt? Bei groben Gegensätzen beginnt sie, um bis zu feinen und feineren Unterschieden hinaufzuführen und dann den allmählig geübten Menschen dem eigenen Urtheile zu überlassen. Der junge, unerfahrene Mensch ist wie ein Kranker in der Gesellschaft, man giebt ihm Krücken, an denen er geht, bis er sich selbständig fühlt und sie hinter sich wirft!

„Aber ich fühle mich noch nicht selbständig; und ist es denn überhaupt Bestimmung des Weibes selbständig zu werden?"

Dieser Zweifel ist ein Frevel gegen Gott, der in uns so vollkommene Menschen geschaffen hat, wie in den Männern —

„Erlaubt! Vollkommen in anderen Kreiſen, nicht aber in denen, welche Kraft und Muth und alle Vorzüge der Selbſtändigkeit erfordern. Wozu denn zwei Geſchlechter, wenn ein jedes ſelbſtändig, das heißt unabhängig vom andern leben könnte und ſollte? Und unabhängig von einander können wir nicht leben, unſre Sinne verbieten es, und der ſüße Zwang des Gebärens, der uns auferlegt iſt zur Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes, ſpottet unſrer Unabhängigkeit; Selbſtändigkeit, meine ich, ſoll nicht die Deviſe des Weibes ſein!“

Sieh da, rief Margaretha und umarmte halb lächelnd, halb erſtaunt ihren Gaſt, der ſich eine ſchöne Röthe in's Antlitz geſprochen hatte, ſieh da, meine Liebe, Ihr ſeid ja geübter in Entwickelung von ſelbſtändigen Gedanken als all unſre Damen am Hofe es ſind! Ihr werdet ſie alle überſtrahlen durch ein lauteres und begabtes Naturel. Und was hat Euch ſo frühzeitig zu ernſthaftem Gedankenleben gebracht? Das ſtille eheliche Glück auf behaglichem, einſamem Schloſſe?

„Ach, nein —“

Das Glück soll nicht zum Nachdenken führen.

„Das weiß ich nicht. Aus Euren Reden entnehme ich die Bestätigung eines Wunsches, der sich mir selber oft aufgedrängt hat, und der auch vielleicht unpassend für mich nach einem Systeme schmeckt: Gäbe es nicht unschuldige Mittel in unserm, das heißt in der Frauen Vermögen, die Männer zarter und edler zu machen, ohne daß ihnen an Kraft und Stärke etwas geraubt würde?"

Arme Gräfin, wie gern möchtet ihr verbergen, daß Eure Jugend an rohe Hände Preis gegeben ist. — Widersprecht nicht, und überzeugt Euch nach und nach, daß es das Weib Preis geben heißt, wenn man ihre Abhängigkeit vom Manne hingehen läßt, wie es der großen Mehrzahl gleichgültiger und des sinnigen Weibes unwürdiger Männer beliebt.

„Und doch geht auch so viel feines und zartes Werk von den Männern aus, es ist doch wohl nur einzelnes Unglück, nicht gerade solchen Männern begegnet zu sein! Welch eine wunderbar erhebende Welt ist nicht von Männern ausgedrückt worden in Gemälden, wie deren seit einiger Zeit aus Italien nach

Frankreich gekommen ſind, und wie ich deren, als ich von Foix nach Chateaubriant über Fontainebleau reiſ'te, geſehen habe. Da habe ich ſtaunend vor dem heiligen Michael Raphaels geſtanden, und habe mich entzückt in den edlen, ach ſo erhebenden Reizen einer heiligen Familie deſſelben Malers. Seht, da iſt mir Kraft und Anmuth, Größe und Zartheit, Schwung und Einfachheit in Einem zum erſten Male in meinem Leben entgegen getreten, und es iſt nie wieder aus meiner Seele geſchwunden, daß ſolche Vollkommenheit nur von dem Genius eines Mannes ausgehn könne, und daß uns Frauen wohl immer die Macht einer ſo mannigfach bedingten Erfindung gebrechen möge — hört mich! Und weiter: war es nicht ein Mann, welcher den neuen großen Sinn fand, ſolche unerhörte Kunſt auch unerhört zu feiern? Zahlte er dem Künſtler nicht erſtaunliche Summen, und was mehr ehrte und erregte — wir begegneten damals in Montargis dem Zuge, der von Lyon herauf kam — er empfing ein Bild, wie man bis dahin nur die wichtigſten Reliquien aus dem heiligen Lande empfangen hatte; unter Fanfaren mit allem Pomp und mit

aller Pracht der Feier, die all unsre Einbildungskraft belebte, ließ er das neue Wunder enthüllen und zum ersten Male anschaun. Dieser kühne Sinn konnte nur von einem Manne kommen, denn er schloß ein neues, seines Rechts sich bewußtes Urtheil, er schloß die Kraft einer Neuerung in sich, die uns Frauen von der Natur versagt ist" —

Und dieser Mann?

„Es war Euer Bruder, es ist der König" —

Den Ihr nicht sprechen wollt, und doch so zu schätzen wißt!

„Mein Gott, was hätte ich ihm zu sagen in meiner unpassenden Lage" —

Während der letzten Rede war König Franz ungestüm aufgestanden, hatte dem neben ihm stehenden Budé die Hand gedrückt, und zugeflüstert: „Dies Weib ist würdig einer Krone, Guillaume, ich danke Dir", und hatte einen Schritt gegen die mit seidner Gardine verhangene Verbindungsthür gethan, als wollte er zu den Frauen eintreten. Budé hatte sich erlaubt, die Hand fest zu halten, und ihn dadurch und durch Bittworte daran zu verhindern, als aber die Gräfin sprach:

„Was hätte ich ihm zu sagen", da übermannte ihn der Drang seiner Galanterie, er schob alle vorgezeichneten Pläne bei Seite, und trat ins Zimmer zu den Damen. Schon im Kommen, gerade auf die Gräfin zugehend, sprach er zu ihr: „Der König aber hat Euch zu sagen, daß er von allen Großen seines Reichs noch nicht so schön verstanden worden ist, als von Euch, meine gnädige Gräfin", und dabei ergriff er ihre Hand und küßte sie, und bat um Entschuldigung, daß er, das lebhafte Gespräch vernehmend, einen Augenblick vor seinem Eintritt an der Thürschwelle stehen geblieben sei, um zu hören, ob er auch ungelegen komme. „Aber ich hörte", setzte er lächelnd hinzu, „ein solch Uebermaaß meines eignen Lobes, daß ich darauf hin sogleich einen Fehler begehn, und Euch stören durfte."

Mit dieser Ueberraschung schien der König den Bestrebungen seiner Schwester, die Gräfin zu ermuthigen, wesentlich geschadet zu haben. Diese entzog

ſich eher kalt als ſchüchtern den Artigkeiten des Königs, und ſie war offenbar davon betroffen, daß ſie ein Aufpaſſen, Behorchen überhaupt und ein berechnetes Verfahren zu entdecken glaubte. Wie ſehr ihr auch in dem ihr ſelbſt verborgenen Innern der Antheil und Beifall des Königs ſchmeichelte, wie ſehr ſie auch in dieſer ihr ſelbſt verſchleierten inneren Welt ihres Herzens ein Theilnehmen an dieſen Lebenskreiſen wünſchte, ja wie ſehr ſie mit Schauer an ihre Rückkehr nach Chateaubriant dachte: Erziehung, Pflichtgefühl und weibliche Zaghaftigkeit hielten ſie doch entfernt von jeder, auch der kleinſten Hingebung an dieſe lockenden Verhältniſſe, und trieben ſie zurück in den einſamen, freudeleeren Kreis des bretoniſchen Schloſſes. Sie ſah voraus, daß ſie ſchon für den unverſchuldeten Eintritt in's königliche Schloß zu leiden haben würde, aber ſie beſaß jenen Muth der Frauen, den Muth, allen Leiden gebückten Hauptes entgegen zu gehn. Bis dahin von der ſanften Macht der Herzogin zurückgehalten, ſah ſie nun keine dringendere Pflicht vor ſich, als ihren Gemahl zu unterrichten. Eine treue Dienerin Louiſon, welche aus

der Pyrenäenheimath der Braut gefolgt und der jungen Gräfin treu verblieben war, übernahm es, einen Boten über Paris nach Chateaubriant zu senden. Denn es war der Gräfin nicht verschwiegen worden, daß ihr Gemahl eiligst nach Paris gegangen sei eines dringenden Geschäftes wegen, aber obwohl man hinzugesetzt, er werde unverweilt nach Blois zurückkehren, so war sie doch bereits mißtrauisch, und dehnte die Sendung aus bis nach der Heimath.

Louison hatte sich dies indessen leichter gedacht als es war. Sie fand zwar bald einen Boten, aber Florio, bereits vortrefflich bezahlt für das bisherige Gelingen der Intrigue und auf der Wacht für den weiteren glücklichen Fortgang derselben, hatte sein Standquartier beschaulichen Müßigganges im Thorhüter-Saale des Schlosses aufgeschlagen, wo Alles was kam und ging vorüber mußte, und wo eine Niederlage sämmtlicher Dienerschaft und aller auf gelegentliche Aufträge harrender Lungerer war. Es war ihm ein Leichtes, der suchenden Louison nachzuspähen, und die Absendung des Briefes zu unterschlagen. Louison war klug, und theilte ihrer Herrin offen mit, daß sie

einigen Zeichen nach die richtige Absendung des Briefes nicht für hinlänglich gesichert halte, und daß sie rathen müsse, einen zweiten zurecht zu machen, wenn der Frau Gräfin besonders Viel an zuverlässiger Bestellung desselben liege. Nur war zu befürchten, daß es dem zweiten nicht besser ergehn würde als dem ersten, und die Gräfin, durch dieses neue Anzeichen verborgener Umtriebe in noch größere Aufregung versetzt, entschloß sich zu einem ungewöhnlichen aber ihrem kindlichen Charakter allerdings ganz angemessenen Wege. Sie hatte sich nämlich, nachdem der König sie überrascht, nicht mehr aller Männer-Gesellschaft entziehn können, welche sich des Abends bei der Herzogin Margaretha einstellte. Der König war auf Anrathen seiner Schwester nicht wieder gekommen, und es hatten sich zu Anfange nur die Künstler und Gelehrten eingestellt, die der Gräfin weniger Scheu erregten, und unter denen ihr der gewandte Marot eine Erheiterung, der würdige Budé ein Trost war. Aber auch einige der lustigen Ritter aus des Königs unmittelbarer Umgebung hatten sich allmählig eingefunden. Unter ihnen Bonnivet und Chabot de Brion. Letz-

terer, ein ganz junger, bildschöner Mann, zeigte sich sehr zurückhaltend und äußerst achtungsvoll gegen die Gräfin, ganz verschieden von Bonnivet, welcher die vorgefaßte Absicht der Zurückhaltung nicht lange durchsetzen konnte, und sich bald in fröhlicher, kühner Galanterie gehen ließ. Es war ihm wohl zuzutrauen, daß er's im glücklichen Falle auf die Gefahr der königlichen Ungunst gewagt hätte, eine Eroberung zu machen, welche, wie er am Besten wußte, der König selbst beabsichtigte. Aber diese freie Zuversicht, welche vom Betragen aller Uebrigen auffallend abwich, wirkte nicht mehr verschüchternd auf die Gräfin. Eben weil sie hier keinen Rückhalt sah ging sie bald unbefangener ein auf das Spiel der Phrasen und Wendungen, und entwickelte darin eine unerwartete Munterkeit, so daß sie eine Viertelstunde lang ihre peinliche Lage zu vergessen schien. Einem Frauen-Naturel ist eine solche Hingebung an den gefahrlos reizenden Augenblick viel leichter erreichbar als einem männlichen, und ein so geschmeidiges weibliches Naturel ist auch gar wohl im Stande, mitten in solcher Bedrängniß und in augenblicklicher scheinbarer Selbst-

vergeſſenheit denjenigen Mann zu bemerken, welcher ihr innerlichſt zuneigt, und welchem ſie um jeden Preis vertrauen kann. So erſchien ihr Chabot de Brion, und ihm beſchloß ſie, ſich anzuvertrauen, ſeit ſie in Budé für alles entſchloſſene Handeln eine gewiſſe Unſicherheit entdeckt zu haben glaubte. Es war dies einem jungen Lieblinge des Königs gegenüber ein Entſchluß des unberechenbaren weiblichen Genius. Nicht der ſicherſte Freund würde ihr dazu gerathen haben, auch wenn er gleich ihr entdeckt hätte, daß in Brion eine poetiſche Neigung für die Gräfin im raſchen Aufſchuß begriffen war.

Sie that es. Bei der erſten Gelegenheit, da ſie ſich mitten in der Geſellſchaft allein mit ihm ſah in einer Fenſtervertiefung ſchilderte ſie ihm mit fliegenden Worten ihre Lage, und die Nothwendigkeit, ſichre Nachricht an den Grafen Chateaubriant gelangen zu laſſen. Sie ſprach nicht einmal von dem Vertrauen, welches ſie für ihn hege, ſie ſprach's in der Bitte ſelbſt aus, und Brion, ein unverdorbenes Gemüth, glücklichſt überraſcht durch dies Vertrauen, verſprach

die Beſorgung des Briefes, den ihm Louiſon einhändigen würde.

Von dieſem Augenblicke an fühlte ſich die Gräfin frei und ſorglos, und ward gegen alle Umgebung die rückhaltloſe Liebenswürdigkeit ſelbſt. Die Herzogin glaubte ſogar, ſich dieſer Umwandlung nicht freuen zu dürfen, weil ſie ſelbige dem Einfluſſe des ſchönen Bonnivet zuſchrieb, ein Einfluß, welchen ſie von ihrem Bruder erwartet und gehofft hatte. Sie ſagte alſo, als die Geſellſchaft entlaſſen war, ziemlich unbedacht zur Gräfin: es ſchienen die ſchönen Männer ihr beſſere Laune zu erwecken als die geiſtreichen.

„Die ſchönen?“ erwiderte die Gräfin lachend, „ei natürlich! was wirkt lieblicher auf unſere Stimmung als die Schönheit!“

Und Ihr zieht die ſchimmernde Schönheit der ernſteren vor? ſetzte die Herzogin hinzu, welche ſich des falſchen Gegenſatzes, den ſie aufgeſtellt, bewußt geworden war, da ihr Bruder für einen ſtattlich ſchönen Mann galt.

„Allerdings, wenn es ſich, wie Ihr Euch ſo fein ausdrückt, nur um Erweckung guter Stimmung und

Laune handelt. Aber was ist gute Stimmung und Laune gegen den Eindruck, welcher den ganzen Menschen auf die Dauer des Lebens erregen und bewegen soll! Ich glaube nicht, daß ein schöner Mann so tiefe und dauernde Neigung erweckt, als ein unschöner. Die glatte, tadellose Schönheit, die wir in den Bildern wiederfinden, geht eben wie ein Bild an uns vorüber; aber das Eigenthümliche prägt sich unsrer Seele ein, und verläßt uns nicht mehr, wenn es einmal durch eine Neigung uns zugeführt worden ist."

Diese Erklärung hatte für die Schwester des Königs nicht viel Tröstlicheres als die erste fröhliche Aeußerung, und von diesem Abende an wurde diese Gräfin das unverstandene, aber um so lebhafter gesuchte Geheimniß für den Hof. Ihre Schüchternheit war verschwunden, und zeigte sich nur noch, wenn der König unerwartet zu ihr trat. Dieser selbst war in immer größere Hast und Bewegung gerathen, je unwahrscheinlicher es seiner Schwester und ihm erscheinen mußte, dieses räthselhafte junge Weib ohne Weiteres für sich zu erobern. Er war eifersüchtig, ehe er noch die geringste Aussicht auf Besitz hatte,

und dieſe Leidenſchaft war ihm, dem zuverſichtlichen, durch Glück bei Frauen verwöhnten Könige, bis daher völlig fremd geblieben. Sie ſteigerte alſo auch ſeine Wünſche und Abſichten zum Höchſten, und was er früher unbedacht, und zur Hälfte lügenhaft gegen Budé geäußert hatte von Erhebung dieſer Dame auf den Thron, das war ihm jetzt vollſtändiger Ernſt für den Fall, daß er nicht ohne ein ſolches den Stolz mehr als die Liebe weckendes Verſprechen die Neigung der Gräfin gewinnen könne.

Unter ſolchen Umſtänden war eine Woche vergangen, und ein aufmerkſamer Zuſchauer hätte ſagen müſſen, die Gräfin zeige Bonnivet den meiſten Antheil: mit ihm unterhielt ſie ſich am Oefterſten, mit ihm lachte ſie am Heiterſten. Gegen Brion konnte man ſie undankbar ſchelten, denn ſie ſprach Wenig zu ihm, und vermied bei dieſen kurzen Unterredungen, wie es ſchien, gefliſſentlich alle tiefere Wendung des Geſprächs. Die Künſtler liebten ſie alle, denn ſie

hatte selbst Geschick für Zeichnenkunst, und kopirte eifrig und schnell die Skizzen, welche man ihr zeigte, so die Skizze des Grabmahls Ludwig's XII., mit dessen Ausführung in St. Denis damals der Bildhauer Jean Juste beschäftigt war. Von Lascaris und Budé ließ sie sich die Gesänge des Homer erzählen, und war diesen älteren Herren Stunden lang die andächtigste Zuhörerin, die sich auch nicht weniger angesprochen zeigte, wenn der alte Grieche auf Schilderung des griechischen Religions- und Gedankenlebens überging, oder wenn Budé sein Thema vom Schlosse Chateaubriant wieder aufnahm, und die täglich fortschreitende Entwickelung der kirchlichen Reform in Deutschland und der Schweiz schilderte. Kam der schalkhafte Meister Clément dazu, der übrigens auffallend genug den Streitpunkten kirchlicher Reform eifrig nachfragte, so endigte sie mit irgend einer anmuthigen Wendung das ernsthafte Thema, und bat Marot, sie französische Verse machen zu lehren, sinnige Devisen, welche damals in höchster Gunst und Mode waren. Eines Nachmittags trat der König unerwartet zu diesem Kreise, setzte sich, und bat, Theil nehmen zu dürfen.

Auf der Stelle wurde ſie ſchweigſam und zurückhaltend, und hier wie ſonſt erfuhr er mehr von Anderen als von ihr ſelbſt, daß ſie Talent und Geiſt mannigfachſter Art beſitze. Was braucht aber die Neigung ſolcher Zeugniſſe! Auch die des Königs achtete nicht darauf, und all die desfalſigen Verſicherungen Budé's, Marot's und der Uebrigen hielt er für Artigkeiten, die man ſeiner ſichtbaren Vorliebe für den Gaſt und der ſchönen Dame erweiſen wolle. Indeſſen war er doch diesmal bereits ſo klug, die Galanterie bei Seite zu ſetzen und auf die ernſthaften Gegenſtände des Geſprächs einzugehn, hoffend, die Gräfin werde dadurch unbefangener und freier neben ihm werden. Und die Berechnung war ganz richtig. Disputiren und durch hundertfache Gedanken-Wendung erprüfen lag nicht im Weſen des Königs, dies ging vielmehr darauf hinaus, gegebene Verhältniſſe, auch gegebene Spekulationen zu gruppiren, Pläne großen Stiles zu entwerfen, mit ſchöpferiſcher und künſtlicher Genauigkeit auszuführen bis in den Reiz und Werth jeder Einzelnheit, und ſich allmählig in Zuſammenſtellung mehrerer ſolcher Pläne etwas über-

ſpannt aber immer geiſtreich zu berauſchen, dergeſtalt, daß nach einer halbſtündigen Hingebung an ſolche wohl gegliederte Exſtaſe nicht nur Frankreich, ſondern Europa ein ganz verändertes Anſehn erhielt. Ein verändertes Anſehn, denn er hatte keinen Zug revolutionairen Sinnes der von innen und von Grund aus umgeſtalten will, in ſich, er wollte nichts Vorhandenes vernichten, er wollte nur hinzu thun und neu ſtellen, er wollte eben nur das Anſehn der Welt verändern, und was er dafür an innerem Geiſte der Welt verändert zu brauchen glaubte, das ſuchte er vielmehr in der Vergangenheit, im Mittelalter, als in der Zukunft. Ach — ſchloß er ſolch einen Erguß, indem er aufſtand und den Männern durch eine flüchtige Handbewegung anzudeuten ſchien, ſie möchten ſich entfernen — die Alltäglichkeit hemmt mich aller Wege! Es iſt nichts vorbereitet, und über den Vorbereitungen verliere ich die Hälfte der Hilfsmittel, und verliere im kläglichen Getümmel die eignen Geſichtspunkte, von denen ich ausging, und Niemand iſt neben mir, der meine Pläne in Liebe hindurch trüge durch all die Störungen, welche das Regiment mit

ſich bringt, und der mich in glücklicher Stunde daran erinnert, ſie wieder aufzunehmen!

„Aber Eure Schweſter, königlicher Herr!“ erwiderte die Gräfin, welche ſolchen Kreis der Schöpfung nur dem begabten Manne zugänglich glaubte, und welche dafür ein glühendes Intereſſe, die eigentliche Seele ihrer Liebe zum Manne, in ſich trug. Aufgeregt davon, daß ſie dieſen Kreis ihres Ideals plötzlich von dem mächtigſten Manne neben ſich berührt ſah, achtete ſie im Anſchaun des Königs und in der Hingebung an dieſe Welt zum erſten Male nicht darauf, daß ſie allein gelaſſen war mit dem Könige —

Meine Schweſter?! ſagte dieſer, zur Hälfte wirklich mitten in der Empfindung des Thema's, zur Hälfte Empfindung kokettirend, um das unſchuldige Weib ſicher zu machen — meine Schweſter iſt ein ſuchender Geiſt, die mich mit Einwendungen ermüdet, und ich will bilden! Und was mehr ſagen will, ſie iſt nur meine Schweſter, die einen Gatten und eine noch ganz andere Welt hat außer mir, ſie iſt nicht mein Weib! Nur wo Leib und Seele eins ſind erſchafft man gemeinſchaftlich mit einander!

Die Gräfin ſchwieg, der König ſchwieg. Sie ſtand im weißen Gewande, es war ein warmer Herbſtnachmittag, neben dem Lehnſtuhle, den ſie eingenommen hatte, ihr Arm ruhte auf der Lehne deſſelben, ihr Kopf war gedanken- und theilnahmsvoll vorgebeugt und, wie ſich verlierend, blickte ſie auf das männlich ſchöne Antlitz des Königs, welches ſich zu Linien herber Trauer zuſammengezogen hatte, und den Blick ſtarr auf den Teppich des Fußbodens oder auf die Füße der dicht bei ihm ſtehenden Gräfin geheftet hielt.

Helft mir! rief er auf einmal, richtete ſich auf, und ergriff mit beiden Händen die Hände der Gräfin.

Dieſe erzitterte am ganzen Leibe, und betonte kaum hörbar die Worte: Wie könnte ich, königlicher Herr!

Ihr könnt; die Königin liegt am Tode — werbet nach ihr mein Weib!

Ich bin, erwiderte leiſe wie vorher die Gräfin, welche zuſammen geſchrocken war, als ob ein Blitzſtrahl vor ihr in die Erde führe — ich bin die Gattin des Grafen Chateaubriant!

Ihr ſeid da nicht am Orte, er iſt Eurer nicht werth, Ihr ſeid zu höherer Wirkung berufen!

Der Wille meiner Eltern, das Sakrament der Kirche haben mich ihm verbunden —

Was die Kirche bindet, kann die Kirche löſen — nicht dort liegen die Hinderniſſe; aber Ihr wendet Euer Haupt von mir, Ihr liebt mich nicht, Ihr fürchtet mich —

Ja, ich fürchte Euch, ſagte die Gräfin, und große Thränen rollten ihr über die Wangen, gebt meine Hände frei! Wenn Euer Herz mir in Wahrheit zugethan iſt, hört meine Bitte! die Lage macht mir Pein, daß ich des Todes ſein kann jeden Augenblick — ich danke Euch! Gott helfe uns!

Bei dieſen letzten Worten hatte ſie dem ſie freigebenden Könige mit zitternder, brennender Lippe die Hand geküßt, und war hinweg geeilt. — Der König hielt ſie nicht auf, ſo ſchnell und ungewöhnlich überkam ihn dies Alles, ſo ungewöhnlich war ihm, dem ſonſt immer verwegenen, jede Gelegenheit ausbeutenden Frauenhelden zu Sinne.

Auf den folgenden Tag war ein Feſt angeſetzt für die Vollendung des Schloßbaues, und der König ließ durch Brion bei der Gräfin anfragen, ob ſie ihm die Freude machen wolle, bei der Tafel zu erſcheinen. Schlüge ſie's ab, dann werde das Feſt ſo lange vertagt, bis ſie zuſage. Brion, der in etwas melancholiſcher Weiſe den Auftrag ausrichtete, fand die Gräfin in großer Aufregung. Aber ſie drückte ihm mit fieberhafter Feſtigkeit ihre Antwort dahin aus, daß ſie vor Ankunft ihres Gemahls nicht öffentlich erſcheinen könne.

Graf Chateaubriant, entgegnete Brion, kann nicht mehr weit von Blois ſein —

Mein Gott!

Der Bote, welcher Euren Brief beſorgt hat, bringt mir ſo eben die Nachricht, daß er ihm auf dem Fuße folge. Leider muß ich, ein treuer Berichterſtatter, der nichts weiter als Treue zu Euren Dienſten hat, hinzuſetzen, daß ſich der Graf ſehr entrüſtet bewieſen über die Kunde, Ihr wohntet hier auf dem Schloſſe, und daß er den Brief ungeleſen bei Seit geworfen habe.

Weh mir!

Gebietet über meine Dienſte, gnädige Frau, wenn Ihr die unüberlegte Heftigkeit Eures Gemahls fürchten zu müſſen glaubt! Ich will ihm entgegen, ich will ihn empfangen, ich will ihm erklären, wie zufällig Ihr daher gerathen — denn ich weiß, oder vermuthe doch den ganzen Zuſammenhang — ich will, wenn das offene Wort eines Edelmannes nichts über ihn vermag, ihn mit dem Degen in der Hand nöthigen, ein edles Weib edel zu behandeln!

Um Gottes willen nicht, Brion, das erhöhte ja nur ſeinen Arg —, ſeinen Unmuth, will ich ſagen, das verſchlimmerte nur meine Lage, ich danke Euch von ganzen Herzen —

Bei dieſen Worten trat Graf Chateaubriant ſelbſt in's Zimmer: er war erhitzt, daß ihm der Schweiß über das Antlitz troff, aber todtenbleich, er hielt den Degen blank in ſeiner Hand, und dieſer Degen war mit Blut beſprützt, denn er hatte damit Florio, welcher ſich ihm am Eingange zu den Zimmern der Herzogin von Alençon entgegen geſtellt, über den Haufen geſtoßen —

Ich ſtöre? rief er beim Eintritte, als er ſeine Frau und Brion nahe bei einander in ſo bewegter Unterredung ſah.

Der Graf! rief ſie ſchreienden Tones, der mehr Entſetzen als Freude auszudrücken ſchien, und eilte auf ihn zu.

Euer Gemahl, ſprach er, mit der unbewehrten Hand die ihrige heftig ergreifend, dem Ihr folgen ſollt auf der Stelle!

Auf der Stelle; eilen wir hinweg, eh' uns ein Hinderniß in den Weg tritt.

Was gäb's für ein Hinderniß, ſagte er, ſich halb zum Gehen wendend und mit halb verwendetem Kopfe Brion zuſprechend, wenn Graf Chateaubriant ſein verlocktes Weib aus dem Hauſe der Gewalt führen will?!

Brion näherte ſich den Gehenden raſchen Schrittes, und den Grafen am Arme faſſend ſagte er mit unterdrückter Lebhaftigkeit: Dies iſt des Königs Haus, kein Haus der Gewalt, Graf Chateaubriant, und dem

Könige wie allen ritterlichen Edelleuten Frankreichs werdet Ihr verantwortlich sein für ein geziemend Betragen gegen diesen Ort und diese von aller Welt hochgeachtete Dame!

Junger Edelmann, der sein Glück sucht, diese Dame ist mein Weib, und so wie Du sie nicht schmähen sollst, so sollst Du sie auch nicht loben, oder gar ihren Beschützer spielen gegen mich, der ich ihr Herr bin!

Laßt uns, Brion, rief die Gräfin, ich beschwöre Euch, und wollt Ihr mir Gutes erweisen, so eilt voraus, und sorgt, daß Niemand uns in den Weg trete!

Auf diese Worte ging Brion, sich gegen die Gräfin verneigend, eiligst an ihnen vorüber, und nach dem Ausgangssaale hinaus, von wo der Graf gekommen war. Dieser aber schien durch jene Worte in noch erhöhteren Grimm versetzt zu sein, er preßte die Hand der armen Frau dergestalt, daß sie wimmerte, und fuhr sie wüthend an, als Brion die Thür hinter sich hatte: Vortrefflich scheint Ihr bereits hier

bekannt zu sein, unwürdiges Weib, das meinen Namen und meine Ehre befleckt, und die ich mit dem Degen in der Brust in diesen Zimmern der Schmach zurücklassen möchte ein schreiendes Maalzeichen für Mit- und Nachwelt!

Ihr thut mir entsetzliches Unrecht, Graf, ich habe ja nichts verbrochen —

Weib!

Auf Euer Geheiß bin ich hierher gekommen —

So frech hast Du lügen gelernt in so kurzer Zeit! Und damit stieß er sie von sich, daß sie zu Boden stürzte, und ohnmächtig liegen blieb.

Unterdeß war durch Florio's Geschrei das ganze Schloß in Aufruhr gerathen; man eilte schon von allen Seiten dem heraustretenden Brion entgegen, und er ward von den Rittern des Königs, Bonnivet an der Spitze, wieder in die Thür zurückgedrängt in dem Augenblicke, da die Gräfin zu Boden gefallen war. Bei diesem Anblicke zog er wie Bonnivet den Degen, und stürzte auf den Grafen los, der sie mit Schmähungen und vorgehaltener Waffe empfing,

aber ſchnell von der Ueberzahl entwaffnet und überwältigt wurde.

Der König! Der König! ſcholl es die Treppe herauf, und ehe noch Jemand ſich zu der regungslos daliegenden und für todt gehaltenen Gräfin wenden konnte, ſtand König Franz bei der Gruppe.

II.

Digitized by Google

6.

Es war in den letzten Tagen des Monat März, alſo beinahe ein halbes Jahr nach der Kataſtrophe, welche der Gräfin Chateaubriant auf dem Schloſſe in Blois begegnet war, da ſaß der König an der Mittagsſeite des Schloſſes von Fontainebleau, und ſah den Arbeitern zu, welche ihm Pflanzungen und Erdarbeiten für ein eigenhändig von ihm abgeſtecktes Garten-Parterre machten. Die Gebäude Fontainebleau's, damals von viel geringerem Umfange als jetzt — denn Franz, nur ein dürftiges Waldſchloß mit Kapelle und Gotteshauſe vorfindend, iſt als eigentlicher Gründer des Schloſſes zu betrachten — waren damals ſchon in ſo ungewöhnlicher Wendung in einander verſchlungen, und Kirche, Kapelle, Gallerie und Hof zeigten ſich von Anfange an ſo verſchränkt zu einander geſtellt, daß dieſer Auf-

enthalt ein noch eigenthümlicher romantiſches Weſen hatte als heutiges Tags. Und viel mehr denn ſpäter beherrſchte ihn der Wald, welcher wie ein dunkelgrünes Meer ringsum thurmhoch wogte, und ſich trotz zahlreicher Artſchläge gar nicht abdrängen laſſen wollte von dem alten Jagdhauſe der Könige. Es drangen die Winde nicht hindurch und keinerlei Geräuſch der Menſchen, die Sonne fand dieſen meilenbreit von tiefem Forſte umgebenen Schloßplatz erſt einige Stunden nach ihrem Aufgange, ein zauberhaft grüner Schein ſtrahlte in den Morgenſtunden herüber auf die niedrige Grasterraſſe, welche König Franz hier auf der Mittagsſeite vor einem großen Gallerieſaale angelegt hatte, und die Vögel des Frühlings ſangen ihre kurzen, luſtigen Weiſen, welche die Stille nur unterbrechen, aber nicht ſtören. Auch der Kukkuk war in der Nacht angekommen, und der König blickte heiter auf darüber, ihn in guter Stunde das erſte Mal wieder zu hören. Er zählte abergläubiſch, wie vielmal er ununterbrochen rufe, denn das bedeutet die Zahl der Lebensjahre, und als der Kukkuk ſchon vor Berechnung des fünfzigſten Lebensjahres abſetzte,

da rief König Franz halb betroffen, halb luſtig: Nicht länger? Lange genug, wenn in Kraft und Stärke!

Der viereckige Raum, welchen er dem Walde ausgehaun und ausgerodet hatte zu einem Gartenplane, war bereits in den vier Eckpunkten mit Pavillons geziert, welche dieſes Frühjahr ihre Ausſchmückung erwarteten, und dicht dahinter im noch hoch prangenden, jetzt mit den erſten Knospen geſchmückten Buchenwalde leuchtete ein Waſſerſpiegel und der ſchwarze Schein tief behangener Tannen und Fichten hervor, in deren Schatten er eine Grotte angelegt hatte. Wie dies Alles im Einzelnen zu vollenden ſei, dies beſchäftigte ihn eben, und er bat die aus dem Saale zu ihm tretende Mutter und Schweſter um Vorſchläge. Es geſchah dies mehr aus Artigkeit, denn aus Bedürfniß: ſelten gelang es, ihn für unbedingte Annahme eines Plans, der nicht von ihm ſelbſt ausgegangen, zu bewegen. Im Bereiche des Geſchmacks war er von hartnäckiger Selbſtändigkeit, und er hatte das Recht dazu, denn er war all ſeinen Umgebungen darin überlegen. Die Schweſter neigte mehr zu Plänen in der Gedankenwelt, und hatte einen bei Weitem

weniger ausgebildeten Sinn für Plastik als Mutter und Bruder. Die Mutter aber, in jener Zeit noch verdrießlich durch das Scheitern ihrer Absichten auf den Connetable, durch den immer noch schwebenden Prozeß Semblançay's, welcher zu seiner Vertheidigung allerlei Uebles von ihr ausgesagt und ihr sonst so vortreffliches Verhältniß zum Sohne doch einigermaaßen getrübt hatte, endlich auch durch Bonnivet's Leichtsinn, der sich ihr als Galan nur allzu oft nachlässig und treulos erwies, und seit Erscheinen der Gräfin täglich unaufmerksamer geworden war, die lustbedürftige Mutter erwiderte: Was fragst Du uns, die wir doch nicht im Stande sind, Dir etwas zu Dank zu rathen, besonders seit die eigensinnige Chateaubriant mit ihrem Geschmacke Dir alles Andere in Schatten stellt —

Ach ja! sagte der König hastig aufstehend, die Chateaubriant! Und sie kommt nicht, und Brion bringt nichts zu Wege —

Du bist mir unbegreiflich, Franz, sagte die Mutter halb spöttisch, wie Du so viel Mühe an ein kindisch Weib verschwenden kannst!

Was willſt Du? Ich habe die letzten Monate in Paris nicht an ſie gedacht, und Du machſt mir in dieſem Augenblicke deutlich, daß ich ſie doch nicht im Geringſten vergeſſen, ſondern im Herzen getragen habe, wenn auch gedankenlos — wunderlich, daß ich ihrer ſcheinbar ſo ganz vergeſſen konnte, ohne daß ſich mir die Neigung im Geringſten verändert hätte!

Nachdem der König eine Weile ſchweigend da geſtanden, wendete er ſich plötzlich nach dem Schloſſe und verließ haſtig die angefangenen Arbeiten und die Damen. Es lag in ſeiner Natur, Dasjenige völlig aus den Augen verlieren zu können, was ihm aus den Augen gerückt war. Dies wußten die Seinigen, und es mußte ihnen auffallen, daß eine bloße Erinnerung ihn dergeſtalt in Bewegung ſetzen konnte, Erinnerung hatte ſonſt keine Macht über ihn.

Dieſe Gräfin wird läſtig — ſagte die Herzogin von Angoulême nach einer Pauſe — er muß ſie beſitzen, damit wir ſie los werden; dies unbefriedigte Hangen und Verlangen erhält ſie mächtig.

Die Herzogin von Alençon ſchwieg.

Nach jener Kataſtrophe nämlich in Blois war die Gräfin in eine heftige Krankheit verfallen, die lange Zeit für ihr Leben oder ihre Geiſteskraft fürchten ließ. Die Herzogin von Alençon hatte ſich ihrer mit liebenswürdiger, ja aufopfernder Sorgfalt angenommen, der König hatte, ſo lange die Gefahr nicht beſeitigt war, die größte Aufregung und einen Antheil gezeigt, deſſen ihn Niemand fähig geglaubt hatte, und war nach Beſeitigung der Gefahr mit ſo viel Rückſicht und Innigkeit täglich am Bette der Kranken erſchienen, daß von ſeinen näheren Umgebungen Niemand mehr an einer bei ihm ungewöhnlich tiefen Neigung zweifeln, und Niemand dem Gerücht widerſprechen mochte, es werde Bude mit dem Frühjahre nach Rom geſendet werden, um die Scheidung der Chateaubriant'ſchen Ehe und den Segen für eine neue Königin von Frankreich zu erwirken. Nur die Gräfin ſelbſt wußte nichts davon: auch nachdem ſie ſo weit wieder hergeſtellt war, um am Geſpräch wieder Theil zu nehmen, war ſie einer tief melancholiſchen Stimmung, ſobald von Mann und Weib geſprochen wurde, nicht wieder ledig geworden, und hatte mit ſichtbarer Angſt ver-

mieden, nur einen Augenblick mit dem Könige allein zu ſein. So war die rauhe Jahreszeit herein gebrochen, welche den König und den Hof nach Paris rief. Die Gräfin war ſo weit wieder hergeſtellt geweſen, um mit der Herzogin von Alençon dieſe Reiſe machen zu können, und es ſchien aller Welt unzweifelhaft, daß es alſo geſchehn, und daß ſie dauernd dem Hofe angehören würde. Denn nur unter unverkennbaren Zeichen tiefſten Erſchreckens und Abſcheu's hörte ſie ſeit jener Kataſtrophe den Namen des Schloſſes Chateaubriant und ihres dorthin wieder entlaſſenen Gemahles nennen. So kam der Tag des Aufbruches von Blois: der König war zu Pferde ſchon mehrere Stunden voraus, die Mutter des Königs war ihm unmittelbar gefolgt, und die von Maulthieren getragenen Sänften der Herzogin von Alençon und der Gräfin waren um die Mittagsſtunde bereit geweſen, auch dieſe Damen zum erſten Nachtlager in Orleans zu bringen. Als aber die Sänften bei dunkler Nacht in Orleans angekommen waren, hatte man die der Gräfin leer gefunden. Alle nächſte Nachfrage war vergeblich geblieben, und erſt nach Verlauf einiger

Wochen hatte man entdeckt, daß sie sich durch einen Diener des Grafen, welchen dieser in Blois zurückgelassen, Pferde zu verschaffen und sich vom Reisezuge des Hofes zu trennen gewußt hatte. Wohin sie gegangen? war noch länger ein Räthsel. Man entsetzte sich vor dem Gedanken, sie sei nach Chateaubriant. Florio's Kundschafter berichteten endlich, in Chateaubriant sei sie auch nicht, selbst nicht in dem alten Thurme des Schlosses. Auch fehle Baptiste, der Diener des Grafen, welchen man kurz vor Abreise des Hofes noch in Blois gesehn.

Die Gräfin war aber mit Baptiste südlich hinab geritten, und zwar über Limoges nach den Pyrenäen, nach ihrer Heimath Foix. Es war dieser Entschluß das schmerzliche Ergebniß ihrer damaligen Charakterrichtung, einer Richtung, welche nach Opfern dürstete, um sich aller Männer-Roheit zu entziehn, um sich der Mannes-Welt überlegen zu zeigen. Denn die Brutalität ihres Gemahls hatte sie nicht nur für immerdar von aller näheren Gemeinschaft mit ihm geschieden, und ihre frühere sklavische Ergebenheit an dies Verhältniß mit einem Streiche beendigt, ach, der lange

Aufenthalt in Blois hatte auch die ſchlummernde Neigung ihres Herzens aufgeweckt. Sie liebte den König. Und ſie erkannte mit durchdringendem geiſtigem Inſtinkte gar wohl, daß hinter dieſer ſtürmiſchen Befliſſenheit des Königs Franz der gefährlichſte Leichtſinn, die gefährlichſte Möglichkeit des treuloſen Wechſels höhniſch lächelnd ruhe, ein Element, das ihr noch fürchterlicher dünkte als die Roheit des Gatten. Welch eine Pein hatte ſich da in ihrer Seele erhoben! Daheim in Chateaubriant hatte ſie ihr Kind, nach welchem ſie ſchmerzlichſt verlangte, und von welchem ſie durch einen ausgeſprochenen Bruch mit dem Gemahle wahrſcheinlich für immer geſchieden würde; rings um ſich wußte ſie eine Welt, welche ihr die alſo herbeigeführte Trennung von ihrem Gatten nimmer vergeben, oder ſelbige doch unwürdigeren Beweggründen zuſchreiben würde; in ſich ſelbſt fand ſie, in ſtrengen Sitten auferzogen, keine vollſtändige Freiſprechung für ihr völliges Losſagen vom ehelichen Bande, welches von der Kirche geknüpft und geweiht war für die Dauer dieſes Lebens, und in dem glänzenden Erſatze, der ſich für alles dies darbot, in der Liebe des Kö-

nigs und zum Könige erkannte ſie Rauſch und Unſicherheit und völligen Mangel an Halt und Kraft! Das Herz trieb ſie, dem Augenblicke und der Neigung ſich hinzugeben, und flüſterte ihr zu, das höchſte Gefühl frage nicht nach Dauer und Zukunft, ſondern bethätige ſich auch in der Dauer eines Augenblicks; das Gewiſſen aber ſprach, es ſei ihre Pflicht unter alſo übel verſchlungenen Umſtänden: zu entſagen und zu leiden. Und die weibliche Größe drängt nach Opfern hin: von der Natur nicht auf's Handeln angewieſen ſucht das Weib ihre höchſte Genugthuung im Entſagen — die Gräfin entfloh, um ſich in den heimathlichen Bergen, und wenn es Noth thäte hinter Kloſtermauern der beunruhigenden Welt zu entziehn. Der ſtrengen Mutter, die einſam auf dem Schloſſe Foix lebte, wollte ſie ſich unterwerfen, nachdem ſie ihr das gepeinigte Herz ausgeſchüttet. Und doch ſchlug ihr das Herz mehr in Angſt als Freude, da ſie auf der letzten Höhe ankam, und das maleriſche Heimathland in rauher Färbung des herein brechenden Winters vor ſich ſah. Der Wind flog ſtreng und ſtürmiſch hinter ihr her, und eilte in die Schlucht von

Foix hinab, sich an deren Felsen und Felsen-Schlosse zu brechen und den einzigen Ausweg nach Süden hinunter, wohin sich die Grafschaft erweiterte und abplattete, trockne Blätter hoch aufjagend zu suchen. Die in dunkle Trauer gekleidete Gräfin hielt ihr Pferd an, schlug den Schleier vom blassen Gesicht, und folgte mit ihrem Blicke dem Sturmeszuge, leise vor sich hinsprechend: Glücklicher Sturmwind, wenn mich der einsame Fels von St. Sauveur zurückstößt, wo ist mein Ausweg?!

Der damals noch dürftige kleine Ort Foix lag schwarzgrau zu ihren Füßen, die entlaubten Weinberge darum her sahen dürr und trostlos aus wie ein zerstörtes Menschenbild, das sein Leben vergeudet hat. Schwarz und drohend erhob sich westlich über dem Oertchen und dessen Weinbergen das Schloß Foix mit zwei viereckigen und einem runden Thurme, hinten hoch überragt vom Berge St. Sauveur, dem ein leichter Schneereif schon den Scheitel säumte. Und hinter dem St. Sauveur thürmten sich pyramidalisch höher und höher, weißer und eisiger bis an den Horizont die schon eingewinterten Pyrenäen nach der

unnahbaren Maladetta hinauf. Alles ſchien ihr furchtbar und ſtarr, und auch die Arriège, der Hauptfluß des Ländchens, welcher von Nordoſten in dies Thal herabkommt, um den das Schloß Foix beſpülenden Arget aufzunehmen, kam ihr drohend entgegen mit hochgeſchwollenen Waſſern und mit Eisſchollen. Ihr Blick haftete unwillkührlich auf einem großen Kloſtergebäude, welches am Zuſammenfluſſe der beiden Ströme im Schutze des Thalwinkels lag. In dieſer Abtei wurde die heilige Genofeva verehrt, und der Gedanke an dies unglückliche Weib und an dieſe Zuflucht, wenn auch die Mutter da oben ſich ihr entzöge, ermuthigte ſie allein, ihr müdes Roß zum Hinabſteigen in das Thal anzutreiben.

Baptiſte war ihren Blicken gefolgt, und glaubte, ſie verſtanden zu haben. Er ſchüttelte das Haupt. Nicht daß er um ſeine Zukunft beſorgt geweſen wäre, wenn die Herrin, für welche er dem Herrn untreu geworden, ihn an der Kloſterpforte verabſchiedet hätte, nein, er wäre nach Genf gewandert, die neuen Prediger zu hören, und ſich bei ihnen unterzubringen, denn auch die Gräfin hatte auf dem Wege daher über

die neue Glaubensfrage gesprochen, und durch Aufklärung ihn nur begieriger darnach gemacht. Aber eben diese Richtung eines naiv suchenden Geistes, welche ihn schon in Chateaubriant zu der leutseligen Gräfin gezogen, hatte ihm die Klöster verdächtig gemacht, und ließ ihn für die geliebte Herrin nichts mehr fürchten als den Entschluß, sich in ein Kloster zurückzuziehn.

Seht nicht da rechts hinüber, gnädigste Gräfin — sprach er denn halblaut — in diesen Häusern wohnt Gott nicht mehr!

Aber Ruhe wohnt da, und im Nothfalle Schutz, Baptiste —.

In der That fehlte ihr die sichre Zuversicht, bei der Mutter da oben im schwarzen Schlosse Schutz oder Trost zu finden, denn sie kannte die rauhe Strenge der alten Dame nur zu gut, und sie erinnerte sich nur zu deutlich, wie herb deren Aeußerungen gelautet, da Chateaubriant um ihre Hand gefreit und die kaum fünfzehnjährige Tochter einige Abneigung gezeigt hatte. Arme Françoise! Arm, denn sie konnte sich gegen ihr übles Schicksal nicht mit dem Gedanken waffnen, daß es durch Liebloſigkeit herbeigeführt sei,

und daß es alſo dagegen nur eines geraden Widerſtandes bedürfe. Nein, die alte Mutter liebte ihr letztes Kind, ſie liebte es wenn auch nicht ſo zärtlich wie die drei Söhne, welche alle drei in's rauhe Kriegsleben ihr zeitig entführt worden waren. Aber die Formen der Welt waren dieſer alten Gräfin eherne Mauern, ſie vergab auch nicht die geringſte unehrerbietige Berührung derſelben. Und dieſe Richtung war ſehr natürlich entſtanden: vornehmen Standes hatte ſie eine auf dieſe Kreiſe beſchränkte Erziehung genoſſen, und war durch Heirath und Verlauf ihrer Ehe darin beſtätigt worden. Phöbus Graf von Foix ihr Gemahl ſtammte aus einem uralten Geſchlechte, welches Jahrhunderte lang die Krone von Navarra getragen hatte; ein König von Frankreich war im alten Schloſſe von Foix nichts ſo Beſonderes, daß man deſſen Stellung und Range auch nur die geringſte Unwürdigkeit nachgeſehn hätte, und eine geborene Foix war in dieſem Schloſſe nicht im Geringſten entſchuldigt, daß ſie um des Königs von Frankreich willen eine Linie von ihrem pflichtgemäßen Gange abgewichen ſei. Und konnte ſie ſich, die gepeinigte junge

Gräfin, konnte ſie ſich darauf ſtützen, daß ſie nicht abgewichen ſei? Nein; denn der Schein war gegen ſie, und ſie wußte nur zu gut, wie ihre Mutter ſtreng und unerbittlich das Weib verantwortlich machte auch für den bloßen Schein. Noch mehr: Gedanken und Herz der jungen Gräfin waren nur allzu geneigt geweſen, ſich abzuwenden von der reizloſen Welt ihrer Pflicht in der Bretagne, ſich hinzugeben der reizenden Welt des Königs Franz; ſie hatte kein freies Gewiſſen, und konnte nicht beſtehn, ſie wußte es voraus, vor dem ernſten Blicke der großen lichtgrauen Augen ihrer Mutter. Als Witwe hatte dieſe Mutter alle Schranken um ein Weib nur um ſo höher errichtet, und die Regeln des Anſtandes, deren ſie zum eignen Schutz bedurfte, waren ihr im Intereſſe des Selbſtſchutzes aufgewachſen zu unerbittlichen Regeln einer geſellſchaftlichen Religion. Welches Empfangs durfte ſich die in üble Stellung gerathene Tochter verſehen?! Ach, und ſchlimmer und entſetzlicher als alle die Fragen und Bedrängniſſe lag auf dem Grunde ihres Herzens ein Gedanke, den ſie verabſcheute, und der doch nicht entwich. Sie wußte nicht, woher er

gekommen ſei, ſie entſetzte ſich davor, und doch begegnete es ihr zu wiederholten Malen, daß ſie ihre Phantaſie überraſchte, welche ſich in die Konſequenzen dieſes Gedankens wollüſtig vertieft hatte. Der Gedanke war: Graf Chateaubriant, der ſtörende Gemahl ſei todt, todt — Mein Gott, mein Gott, ſchrie ſie auf, dies iſt der Teufel, und ſo ergreift er die Menſchen, um ſie verbrecheriſch zu machen! Sie hieb auf ihr Pferd hinein, als entflöhe ſie bei ſchnellerer Bewegung den dämoniſchen Einflüſſen.

Es war auch Alles von ſo übler Vorbedeutung! Im Städtchen Foix, durch welches der Weg nach dem Schloſſe hinauf führte, fand ſie die engen ſteil aufſteigenden Straßen menſchenleer, und die wenigen Menſchen, denen ſie begegnete, ſtarrten ſie an, und waren ihr unbekannt. Sie vergaß, daß ſie eine Reihe von Jahren, ſeit ihrer Verheurathung nicht mehr daheim geweſen war, und daß ſo mancher Bekannte während deſſen geſtorben oder verdorben ſein mußte, ſie vergaß, daß ſie von Niemand erwartet wurde, daß ſie den Schleier wieder über das Antlitz geſchlagen hatte, und daß deshalb kein neugieriger Kopf aus

dieſen rußigen Häuſerchen der Blech- und Eiſenſchmiede zum Vorſchein kam, ſie vergaß, daß der hereinbrechende Winter in dieſem rauheren Klima die Handwerksleute bereits von der Straße in die Häuſer hinein getrieben hatte. Traurig ritt ſie den Schloßberg hinauf, und ſchrie plötzlich auf, hielt ihr Pferd an, ſchlug den Schleier zurück und ſtreckte die Arme aus: ſie glaubte ihre Mutter im öſtlichen auf den Weg herab ſehenden Thurmzimmer bemerkt zu haben. „Ach, ſie erkennt mich nicht", ſprach ſie halblaut, und die Arme ſanken ihr ſchlaff auf den Sattel, „ſie geht hinweg von ihrem Fenſter! Das Alter mag ſie drücken, denn ſonſt ſah ſie ſcharf wie der Falke auf unſern Bergen!"

Langſam ritten ſie in den von Thürmen umeckten Schloßhof: Alles war menſchenleer, nur die Kettenhunde bellten, auch ſie erkannten die alte Freundin nicht. Ohne einem Menſchen zu begegnen kam ſie in die Halle, einen hohen und weiten, mit grauem Marmor des Landes bekleidetem Raume, in welchem ſonſt der Fremde empfangen, und ſonſt Mahl- und Erholungszeit verbracht wurde, als die Brüder noch

das Schloß mit Geſang und Waffenlärm erfüllten. Die Halle war todtenſtill, nur ein zahmer Rabe kam von einem entfernten Pfeiler herab auf ſie zugeflogen, und erſchreckte ſie durch unerwartetes und zudringliches Herbeifliegen. Ja er rief, während er ſie kreiſend umflatterte, mit ſeiner grellen Stimme unaufhörlich „François! François!“ und rief ihr damit Entſetzen in's Herz, denn ihr erſter Gedanke war, ihr peinigendes Geheimniß werde bereits von allen Dächern und im Mutterhauſe drohend ausgerufen. Bald ſah ſie wohl den Irrthum ein: Jacques, ſo hieß der Rabe, war ebenfalls ihr Jugendfreund, und er hatte ſie ſogleich erkannt, und rief ihr freudig ihren eigenen Namen entgegen, deſſen Endſylbe er von frühauf nicht ausſprechen konnte. Guter Jacques, Du bedeuteſt wohl Unheil! ſagte ſie traurig, als ſie ſich beruhigt hatte, ihn auf den Handſchuh treten ließ und ihn ſtreichelte.

Indeſſen verſuchte es doch die ihr inwohnende geſunde Kraft, alle die üblen Anzeichen auf den Zufall zu ſchieben: Man wird Dich nicht geſehn haben, flüſterte ſie, die Diener werden beſchäftigt, es wird

die Mutter nicht gewesen sein oben am Thurmfenster, und in jetziger Jahreszeit ist man keines Besuches gewärtig, am wenigsten des meinigen!' Diesen Ermunterungen sich hingebend eilte sie hastig die steinerne Treppe hinauf, den gewölbten Korridor entlang auf das Eckzimmer der Mutter zu, so daß Jacques sich kaum auf der Hand erhalten konnte und hin und her schlug mit den Flügeln, unaufhörlich krächzend „François! François!" Dieser Ruf schlug allen Muth wieder darnieder, sie blieb athemlos stehn, eh' sie noch die Thür von dunklem Eichenholze erreicht hatte. Da that sich die Thür auf, sie sah ihre Mutter, eine hohe in Schwarz gekleidete Dame mitten im Zimmer stehn, rechts neben ihr einen Priester in violettem Talare, links ein schlankes Mädchen. Der Haushofmeister, ihr den Rücken kehrend, verbeugte sich vor der alten Gräfin, wendete sich dann, und trat aus dem Zimmer, welches unmittelbar hinter ihm geschlossen wurde, ihr entgegen.

Sie hatte versucht, ihrer Mutter entgegen zu eilen, aber der eisige Blick derselben hatte sie gefesselt; sie stand regungslos und starrte dem ihr wohlbekannten

Diener, der ſich jetzt vor ihr verbeugte ohne ihr in's Auge zu ſehen, in das faltenreiche Angeſicht.

Die gnädige Frau Gräfin von Foix, ſprach er mit faſt tonloſer Stimme, laſſen ſich erkundigen, was der Dame, welche in den Schloßhof geritten, zu Dienſten ſei.

Guernard! Ihr kennt mich nicht mehr?!

Die gnädige Frau Gräfin haben gemeint, es müſſe ein Irrthum, durch äußerliche Aehnlichkeit erzeugt, obwalten: die erlauchte Tochter des Hauſes Foix reiſe nicht allein durch das Land, ſondern lebe auf ihrem Schloſſe in der Bretagne neben ihrem Gemahle dem Herrn Grafen von Chateaubriant. —

Die Gräfin, regungslos ſtehend, fand kein Wort der Erwiderung, und Guernard, der Haushofmeiſter, ſetzte nach einer Pauſe mit faſt weinerlicher Stimme hinzu: wenn die fremde Dame erlaube, ſolle ein Imbiß in der Halle aufgetragen, und der Diener mit den Pferden verſorgt werden für die Weiterreiſe —

Für die Weiterreiſe? — Mit dieſen Worten ſchwankte die Gräfin auf einen der ſteinernen Sitze am Korridorfenſter, und verhüllte ſich das Geſicht.

Jacques war bei dieſer Bewegung aufgeflogen und war auf den Fenſterſims getreten, und Guernard hatte ſich, da die Gräfin verhüllten Antlitzes verharrte, in eine entfernte Fenſtervertiefung begeben, wo er den Entſchluß der Dame abwarten zu wollen ſchien; dicke Thränen rollten ihm über die gefurchten Wangen.

Wodurch hab ich dies verſchuldet? fragte ſich die unglückliche Frau, und indem ſie die Ereigniſſe der letzten Monate an ihrem Geiſte und vor einem Richterſtuhle wie er im Schloſſe Foix geltend war vorüber gehen ließ, brach ſich die verhaltne Thränenfluth freie Bahn, und es gewann die Selbſtanklage von Minute zu Minute feſteren Boden. Daß ſie nicht unverweilt, als ſie ihren Gatten am Hoflager verfehlt, umgekehrt ſei, dies hielt ſie jetzt für einen unverzeihlichen Fehler, für einen Fehler, der ihr ganzes Leben zerſtört habe.

Aber ihre Seele hatte etwas vom granitnen Kerne der Foix, und ſie fand nach einer viertelſtündigen verzweiflungsvollen Noth jenen wunderbaren Muth, welcher die Frauen ſo ganz und gar von den Männern unterſcheidet, den Muth völliger Entſagung. Al-

les Glück, allen Reiz des Lebens gab sie auf, und wollte leiden von dieser Stunde an schweigsam und hoffnungslos.

Um dies zu können bedurfte sie aber eines verborgenen Bewußtseins der Unschuld und Selbständigkeit, wie ihr, einer für damalige Zeit aufgeklärten Frau, auf dem Wege logischen Raisonnements ganz wohl erreichbar war. Darauf stützte sie sich wie auf einen Halt, den ihr kein Unglück rauben könne.

Auch dieser Halt wurde ihr genommen. Als sie nach langer Pein zum ersten Male wieder aufsah, erblickte sie neben sich den Priester in violettem Gewande. Ein leiser Ausruf der Freude — so nahe hatte sie die Freude nicht geglaubt — drang von ihren Lippen: Florentin, Du kennst mich noch, und verlässest mich nicht! Ich danke Dir! — Und mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand.

Die Kirche verläßt kein verirrtes Lamm!

Bringt Dich bloß die Kirche?

Bloß die Kirche? Françoise, was giebt es Größeres auf Erden?

Größeres vielleicht nicht, Florentin, aber — das Herz des Freundes iſt wohl noch weicher und lieber —

Nicht Jedermann kann einen Freund haben, aber die Arme der Kirche ſind Jedermann offen. Françoiſe, erinnere Dich unſrer Jugend, erinnere Dich, was Dir unſer Beichtiger ſo oft zu ſagen pflegte! Wovor warnte er Dich zu wiederholten Malen? Vor ſündigem Selbſtvertrauen auf menſchliche Kräfte. Die Menſchen ſind Schilfrohr, das im Schlamme wurzelt; wie wenig braucht's, Schilfrohr zu vernichten! Du haſt Dich Deines Gatten, Du haſt Dich Deiner Verhältniſſe überhoben in demſelben falſchen Vertrauen auf eigene Kraft —

Das habe ich nicht, Florentin, ich bin vom Schickſal ergriffen und umhergeſchleudert worden —

Schickſal iſt ein heidniſches Wort, und eine gute Chriſtin ſoll es nicht kennen. Du trachteſt nach Ungewöhnlichem, und nun ergreift Dich das Ungewöhnliche in erſchrecklichſter Geſtalt. Du haſt den Gemahl verlaſſen für die Freuden des Hoflagers, wie die Kunde, welche, Deinen guten Namen ſturmesſchnell in Nord und Süd zertrümmernd, uns verkündigt hat,

Du haſt Dich in eitler Einſicht über unſern heiligen Glauben geäußert wie über etwas von Menſchen Erfundenes —

Niemals, Florentin!

Sind nicht auf dem Schloſſe von Blois unter Anführung eines Budé, eines Marot, einer Herzogin von Alençon die Frevelgedanken deutſcher Ketzer mit Wohlgefälligkeit beſprochen worden, beſprochen worden wie etwas, was ganz in der Ordnung menſchlicher Beſprechung ſei? Habt Ihr nicht dergeſtalt unſern göttlichen Glauben herabwürdigt bis zum prüfenden Maaßſtabe unvollkommener und ſündiger Menſchen? Bleibt das Göttliche göttlich, wenn der Menſch es richtet? Und warſt Du nicht dabei? Ja, warſt Du nicht Allen voraus in den ſündigen Spielereien mit heidniſcher Kunſt, denen der König ſich hingiebt in Bauten und Bildnerei? War dies nicht der ſchlüpfrige Weg, auf welchem Du Dich verloren haſt vom Wege der Pflicht und Ehre?

Florentin, ich bin unſchuldig!

Unſchuldig? Unſchuldig an Leib und Seele?

Françoiſe ſchwieg.

Iſt der Leib mehr, denn die Seele? War Deine Seele unverrückt bei dem Gemahle, den Dir das Sakrament der Kirche zugeweiht, bei dem Glauben, für welchen Dich die Mutter erzogen? Siehſt Du nicht, daß die Mutter ihr Kind nicht mehr erkennt, und warum ſie es nicht mehr erkennt? Was ſind Bande der irdiſchen Natur gegen die Bande mit dem Himmel! Und wo ſind die Bande irdiſcher Welt, die Dich halten und ſchützen? Ein Lufthauch hat ſie gelöſ't: wie ein Kind der Wüſte irrſt Du umher im ſchönen Frankreich, und verdirbſt in Verzweiflung und Reue, wenn Du noch die Kraft haſt, der gröblichſten Sünde auszuweichen, verdirbſt für Zeit und Ewigkeit, wenn Du ſchwach genug biſt, bei der Sünde, welche augenblickliche Zuflucht und Luſt verheißt, augenblickliche Rettung zu ſuchen. Dies iſt Deine Lage, und dieſe Lage iſt entſprungen aus dem Uebermuthe Deines Sinnes, welcher die göttlich geoffenbarten Formen entbehren zu können freventlich geglaubt hat.

Was ſoll ich thun?

Beten und büßen!

Ich büße und bete —

Und glaubſt doch, Unrecht zu leiden! Du leideſt aber Recht, und Dich trennt noch eine ganze Welt von der Buße und Vergebung. Unglückliche Françoiſe, der Boden dieſer Welt iſt von tauſend Abgründen durchkreuzt, und Du hüpfeſt darüber hin, als ob er ein glatter und wohlgeſchloſſener Tanzſaal wäre! Du behaupteſt, unſchuldig zu ſein, und ſcheinſt nicht zu wiſſen, daß kein Menſch an Deine Unſchuld glaubt —

Florentin!

Kein Menſch! Nicht einmal Deine Mutter, nicht einmal ich!

Entſetzlich! Nun denn, ſo ſeid ihr grauſam, und mein Herz verliert Wenig, wenn es Euch verliert —

Bei dieſen Worten erhob ſich Françoiſe, zum erſten Male unterſtützt von einer Wallung des Zorns, und ſchickte ſich an, indem ſie den Schleier über ihr verweintes Antlitz zog, den Prieſter und das Schloß der Ihrigen zu verlaſſen.

Dein Herz verliert das Theuerſte auf Erden, es verliert die Mutter!

Es hatte ſie, jetzt weiß ich's, verloren, ehe ich hierher kam; heute verliert die Mutter ihr Kind.

Es iſt Dir beſſer, ſagt die Schrift, kein Kind zu haben, als ein verworfenes. Das Mädchen, welches Du neben Deiner Mutter ſtehen ſahſt, iſt ein lebendiger Beweis dafür —

Wer iſt ſie?

Deines Vetters, des Herzogs von Infantado Kind iſt ſie. Du haſt ihn in Deiner Jugend geſehn dieſen mit tiefer Trauer gezeichneten Mann; er iſt zu dieſer Trauer gekommen, weil er die Rathſchläge der Gottſeligen verſchmähte. Als er zwanzig Jahr alt war verfolgte er mit ſeinem Freunde auf einem Maskenballe in Sevilla eine in ſchwarze Seide verhüllte Dame. Sie hatte einen ſchönen Wuchs, einen ſchönen Fuß und einen, wie ſich die leichtſinnigen jungen Männer ausdrückten, verführeriſchen Nacken. Alles Uebrige war an ihr verhüllt, und in der Ferne war ſie von ähnlichen ſchwarzen Damen nur durch eine karminrothe Schleife zu unterſcheiden, welche ſie an der Bruſt trug. Das Gewühl trennte ihn von ſeinem Freunde, und es gelang ihm, von der ſchönen

Dame die Zusage eines Rendezvous zu erhalten unter der Bedingung, kein Wort bei der Zusammenkunft zu sprechen, und nicht die geringste Erkundigung über Namen und Stand einzuziehn. Was kümmerte ihn Name und Stand, wenn er seine sinnliche Lust befriedigen konnte: er versprach feierlich, was verlangt war, und suchte, da das Rendezvous erst in einer Stunde statt finden konnte, im Maskengewühl nach seinem Freunde, um diesem die gelungene Eroberung mitzutheilen. Denn die gedankenlose Jugend ist auch immer indiskret im Gelingen wie im Mißlingen. Nachdem er ein Paar falsche Domino's angesprochen, fand er endlich den richtigen schwarzen, welcher ihn eben so dringend und in eben so indiskretem Drange suchte. Kurz, die Worte Beider fanden kaum neben einander Platz: dem Freunde war ebenfalls von der schwarzen Dame mit karminrother Schleife ein Rendezvous nach Ablauf der nächsten Stunde zugesagt. Wir sind genarrt! riefen Beide, und sie machten sich eiligst auf, die spöttische Dame zu suchen, und zur Rede zu stellen. Aber sie fanden die Dame nirgends mehr, und da während des Suchens die Stunde ver-

floſſen war, ſo beſchloſſen ſie, trotz der wahrſcheinlichen Täuſchung die von der Dame beſtimmten Orte der Zuſammenkunft — es waren zwei verſchiedene Orte — aufzuſuchen. Denn Jeder dachte bei ſich ganz im Sinne der weltlichen Freundſchaft: Mir wird ſie Wort halten, und mit dem ſtets überzuverſichtlichen Freunde wird ſie geſcherzt haben.

In der That fand der junge Herzog von Infantado ſeine Dame, aber er fand auch als er am Morgen nach Hauſe kehrte die Leiche ſeines Freundes an der nächſten Gartenecke. Eine tiefe Dolchwunde hatte ihm das Herz durchbohrt, und neben der Wunde lachte wie ein Zeichen der Hölle die karminrothe Schleife, zierlich angeheftet an die Bruſt des Unglücklichen. Wie hing das zuſammen? Denn die jugendliche Sündhaftigkeit des Herzogs war ſo groß, daß er weniger dem Tode ſeines Freundes, als der Frage nachdachte, wie dieſer zur karminrothen Schleife gekommen, und ob er, der Herzog, nicht dieſe Schleife noch beim Stelldichein ſelbſt am Buſen ſeiner Schönen geſehn habe.

Daheim fand er indeſſen den Befehl ſeines Va-

ters vor, auf der Stelle nach Madrid an den Hof zu eilen, wo er eingeführt und befördert werden ſollte, und da ihm dies viel wichtiger war als die Sorge um den verblichenen Freund und um Aufklärung eines bereits genoſſenen Abenteuers, ſo reiſ'te er auf der Stelle, und vergaß zu Madrid in einer an Zerſtreuung reichen Lebensbahn das Abenteuer von Sevilla ganz und gar. Als beliebter Held der Damen dachte er, ſo lange ihm Liebesfreuden ohne Verpflichtung hinreichend zum Genuſſe erreichbar waren, durchaus nicht an ein Eheband, und erreichte ſein vierzigſtes Jahr in ledigem Zuſtande. Nun wurde es Zeit, für rechtmäßige Erben und Hüter des Herzogshutes zu ſorgen, und er ſuchte unter den ſchönſten Töchtern des Landes eine Gattin. Die Sünde der frivolen höhern Geſellſchaftswelt nennt die verſchwelgte Jugend bloß eine galante Jugend, und findet die Helden derſelben als geſättigte und erfahrene Kenner beſonders empfehlenswerth für die Ehe. Es hatte alſo keine Schwierigkeit für den Herzog von Infantado ein ſchönes andaluſiſches Mädchen hohen Ranges und großen Vermögens heimzuführen. Vater, Mutter

und Schweſter waren ihr geſtorben, und ſolche Unabhängigkeit empfahl ſie ihm obenein. Wie hätte es ihm nach ſo viel Erfahrung an Geſchick und Fähigkeit fehlen ſollen, ein neunzehnjährig Mädchen für ſich zu gewinnen! Beſonders nachdem ſie ihm eine Tochter geboren, öffnete ſie ihm alle, auch die kleinſten Geheimniſſe ihres Herzens. Unter dieſen war ein leichtſinniges Abenteuer ihrer Mutter und Tante in Sevilla. Mutter und Tante ſeien Zwillinge und unintereſſant verheurathet geweſen; gemeinſchaftlich alſo hätten ſie ſich zu entſchädigen gewußt, und wären eines Nachts in gleicher Kleidung auf einen Maskenball gegangen —

In gleicher Kleidung? fragte der Herzog, dem eine Erinnerung und ein unbeſtimmter Schatten von Argwohn aufſtieg —

Ja, ſchwarz wie es die Landestracht in Andaluſien, und wie es einen ſchönen Fuß, ſchönen Wuchs und ſchönen Hals am Günſtigſten heraushebt. Und um ſich zu erkennen ſteckte Jede eine karminrothe Schleife —

Vor die Bruſt?!

Ja, mein Gemahl, vor die Bruſt — es intereſſirt Euch abſonderlich!

Abſonderlich! Weiter!

Wunderlich genug fanden ſie auch zwei junge Galane, die ihnen gefielen von gleichem Alter, gleicher Größe, gleicher Maske —

Schwarze Domino's?

Schwarze Domino's! Ihr rathet vortrefflich. Ach richtig, Ihr ſeid ja um jene Zeit ſelbſt in Sevilla geweſen, und habt wahrſcheinlich davon gehört!

Nicht das Mindeſte hab ich gehört!

Nun, der andaluſiſche lebhafte Sinn ſchloß raſch ein flüchtiges Bündniß: meine Mutter mit dem einen, meine Tante mit dem andern ſchwarzen Domino. Sie begegnen ſich des Nachts, wie ſie meinen, in vollkommner Sicherheit. Aber mein Vater, oder mein Onkel oder ſonſtwer, denn die ſchönen jungen Frauen waren viel umworben, hatten doch Verdacht geſchöpft, und einer der Domino's, als er am Morgen von dannen ging, wurde ermordet —

Der Galan Deiner Mutter, oder der Deiner Tante?

Hierin lag die Pein: sie wußten es nicht!

O Gott!

Meines Vaters und meines Oheims Haus liegen neben einander, hundert Schritte entfernt von beiden war der Ermordete gefunden worden. Als Mutter und Tante vom Morde erfuhren, war der Unglückliche schon beerdigt, und der zweite, wahrscheinlich nicht getödtete Galan war trotz aller Aufmerksamkeit Seitens der Mutter und Tante nirgends mehr in Sevilla zu sehn. Unbegreiflicherweise bemächtigte sich beider Frauen von Stunde an eine stete Traurigkeit, sie zogen sich von der Welt zurück —

Sie hatten beide Kinder?

Ihr meint, ob meine Tante deren hatte, denn Ihr werdet meine Existenz doch nicht bezweifeln? Ja wohl, mein Cousin war gleichen Alters mit mir, und mein Spielgenosse, bis ihn in einem unerklärlichen Anfalle übler Laune mein Oheim hinwegnahm aus unsrer Mitte. Die Nachricht seines Todes brach das Leben meiner Tante, und meine Mutter, nach dem Kloster sich sehnend, welches mein Vater ihr verschloß, siechte ihr nach; ich verlor sie, als mich mein Vater

zum ersten Male in die Welt führte. Am letzten Abende ihres Lebens erzählte sie mir diese Begebenheit, und als uns der Vater, der mich abzuholen kam, dabei überraschte, erschrack sie heftig, ja ohne daß wir es ahnten, zum Tode. Sie war gestorben, als wir vom Feste heimkehrten. Aber was ist Euch, mein Gemahl, Ihr starrt mich an mit entsetzlichen Augen!

Er hatte wohl Ursache. Ehe-, Familien- und Lebensglück war mit einem Streiche zerstört: denn es war möglich, daß er sein eigen Kind sündlich in den Armen hielt. Er entsetzte sich vor der Tochter, welche ihm die Gattin geboren, und entfernte sie für immer aus seinen Augen: von Schloß zu Schloß, von Verwandten zu Verwandten, von Verwandten zu Fremden irrt die arme Chimene umher, gezeichnet von der Sünde des Vaters. Ihre Mutter hat sich zu Tode gegrämt über das geheimnißvolle, erschreckende Betragen ihres Gatten, der Herzog selbst schwankt wie ein Gespenst umher, tiefsinnig und bis in's Innerste zerstört.

So, Françoise, führen die Wege der Welt! Ver-

gnüglich und lockend erſcheinen ſie Anfangs, und führen von Konſequenz zu Konſequenz in unendlich Verderben. Man beginnt nicht mit Fehltritten, man beginnt mit leiſen Wünſchen, die harmlos, ja unſchuldig ausſehn; Françoiſe, der Weg zum Tode, der Weg zu Gottes Schooße führt an tauſend Abgründen vorüber, und wer dies weiß, dem iſt es nicht zu vergeben, wenn er von der geoffenbarten ſicheren Straße abweicht, um dieſer, oder jener flüchtigen irdiſchen Neigung zu genügen.

Nicht die Neigung, Florentin, hat mich aus meiner Bahn geſchleudert —

Und doch iſt's geſchehn!

Hilf mir!

Du mußt Hilfe wünſchen um jeden Preis!

Um jeden Preis wünſch ich ſie!

Du mußt abſchließen können mit Deinem Leben!

Es iſt zu Ende für mich in dieſem Augenblick, hilf mir!

Unſer Haus, das Haus zur heiligen Genofeva iſt Dir offen, wenn Du ernſtlich der Welt entſagen willſt.

Ich will's.

So folge mir!

Françoiſe, in überſpannter Stimmung des Leides und der Furcht vor einer brutalen Welt, wollte, wie die Verzweiflung immer will, um jeden Preis endigen. Um nicht eine Schaar peinlicher Scenen zu ſehn ſchließt der ſchwache Menſch die Augen völlig, und meint, völlige Blindheit ſei beſſer. Die hohle Phraſe wohnt nicht bloß in der theatraliſchen Sprache, ſie wohnt in allen, auch wortloſen Entſchlüſſen der Schwäche.

Als der Prieſter und Françoiſe den Korridor entlang gingen nach der Treppe hin, ward der raſche Hufſchlag mehrerer Pferde im Schloßhofe vernehmbar, und der Prieſter trat an's Fenſter, während die zerſtörte arme Frau mitten im Gange ſtehen blieb, und ſtarr vor ſich nieder ſah auf die ſteinernen Flieſe. Auch wenn ſie hinabgeſehn, ſie hätte nicht erkannt, daß ein Retter für ſie angekommen ſei, Chabot de Brion, der mit dem Inſtinkt einer romantiſchen Neigung ihre Fußtapfen gefunden hatte von Blois bis Foix. Nur in der Entſagung ſah ſie in dieſem Au-

genblicke Hilfe, jegliche Liebe war ihr in dieſem Augenblicke erſchrecklich, Florentin's Erzählung machte ihr ſelbſt Eltern- und Kindesliebe ſchauerlich. Einſamkeit, völlige Einſamkeit für immer war ihr ganzer und einziger Wunſch. Der Prieſter Florentin hätte alſo gar nicht nöthig gehabt, ſie durch abgelegene Gänge zur Hinterſeite des Schloſſes hinaus, und von da durch den dichten Tannenwald hinab zur Abtei zu führen. Chabot de Brion würde nichts über ſie vermocht haben, auch wenn er ihr begegnet wäre, und Baptiſte war doch nicht zu täuſchen: er hatte auf der Treppe geſtanden und gelauſcht, er folgte ihnen durch alle Gänge wie das Gewiſſen, und an der Abtei-Pforte trat er ſeiner Herrin entſchloſſen in den Weg.

Umſonſt! Françoiſe war der geiſtlichen Macht Florentin's völlig anheimgegeben, ja ſie drang dem beſtürzten Diener das Verſprechen ab, ſie und die Gegend zu verlaſſen, und Niemand, aber Niemand mitzutheilen, wohin ſie ſich gerettet.

Die Pforte ſchloß ſich knarrend, und der alte Baptiſte, Thränen im Auge, ſtand mit gefalteten Hän-

den vor den grauen, im tiefen Schatten hohen Waldes verborgenen Kloſtergebäuden. Der Arget und die Arriège, welche hier zuſammenſtrömen, rauſchten hoch auf mit ihren vollen Waſſern, und Baptiſte warf einen ſcheuen Blick auf die Gegend, von wo die Fluthen, verdeckt durch die Abtei und den dichten Wald, herüber toſ'ten, als ahnte er, es werde ſich dort das Schickſal ſeiner Herrin eben ſo geheimnißvoll und ſchauerlich entwickeln. Seine Neuerungs-Gedanken in Sachen des Kirchenglaubens waren nicht ausgebildet genug, um ihm eine ſicher begründete Anſicht über den verfehlten Zweck klöſterlicher Einrichtungen zu gewähren, aber die Neigung ſeiner Gedanken war ſchon ſtark genug für den leiſen Ausſpruch: Arme Herrin, zu großen Dingen berufen läſſeſt Du Dich opfern der Furcht und dem todten Hinſtarren!

Traurig ſtieg er den Berg zum Schloſſe wieder hinauf — was ſollte er thun? Nach Genf will ich reiten, murmelte er vor ſich hin, und wenn wir in unabſehbaren Haufen einfallen in Frankreich, den Glauben und die Kirche zu reinigen, da will ich das Heer der Unſrigen auch hierher geleiten vor die

Genofeven-Abtei, und will meine Herrin befrein. Ein Paar Jahre wird's wohl dauern, eh wir ſo weit kommen, und meine arme Frau Gräfin wird wohl in dieſer Zeit ihres Irrthums inne werden.

Als er in den Schloßhof kam, begegnete er Herrn Chabot de Brion, der lebhaft und erfreut ihm entgegen trat, erfreut, nun endlich ein unzweifelhaftes Zeichen von der Nähe des geliebten Flüchtlings zu ſehn. Die Gräfin von Foix hatte ihm ſo eben die herbſten Dinge ſagen, ja ziemlich unverblümt die Thore weiſen laſſen, Baptiſte war ihm alſo die erwünſchteſte Begegnung. Aber ach, Baptiſte hatte ſeiner Herrin zugeſagt, ihren Aufenthalt ſtreng zu verſchweigen! Wie gern hätte er dem jungen Edelmanne, den er um die ſchöne Neigung für die Gräfin und um die anmuthigen ritterlichen Formen liebte, wie gern hätte er ihm Alles mitgetheilt, ja wie gern ihn aufgefordert zur Rettung der Herrin! Die Zunge war ihm gebunden, und er war gewiſſenhaft: er ertrug ſogar die Schmähungen, welche Brion gegen ihn ausſtieß, ohne ein Wort der Widerrede. Denn daß Baptiſte die Wahrheit verſchwieg war durch das abgetriebene Pferd

der Gräfin, welches neben dem ſeinen in einem Thurmwinkel des Hofes angekoppelt ſtand, nur allzu offenbar, und der Vorwurf Brion's, Baptiſte habe die Gräfin trügeriſch vom Hoflager hinweggelockt, um ſie an unerwarteter Stelle einem Hinterhalte des Grafen Chateaubriant auszuliefern, hatte nur gar zu große Wahrſcheinlichkeit. Ich werde Dich binden, und Dir mit dem Steigbügel-Riemen das Geſtändniß öffnen laſſen, rief der junge Edelmann, den die hartnäckige Schweigſamkeit des alten Dieners in immer größere Wuth verſetzte.

Aber während dieſe Scene inmitten des Schloßhofes vor ſich ging, ſammelten ſich in der Halle alle Diener und Knechte des Hauſes, welche vom Haushofmeiſter eiligſt dorthin beſchieden waren, und dieſer ſelbſt trat in den Farben des Hauſes Foix, den großen Stab in der Hand tragend, ihnen voran, und führte ſie in den Hof. Dort, in einiger Entfernung von den Fremden, hieß er ſie warten, und ſchritt feierlich zu Chabot de Brion, ihn im Stile eines Herolds fragend, ob er inne geworden ſei, daß man ihn auf dem Gebiete der Foix nicht willkommen geheißen,

und ob er dieſem Nichtwillkommen gemäß handeln werde?

Auch dieſem alten Diener wurde es ſchwer, die wahrſcheinlichen Freunde der jungen Gräfin hinweg zu jagen, und diplomatiſcher als Baptiſte ſetzte er auf eigne Verantwortung hinzu: dem Seigneur, welchen das Haus der Foix aus ihm unbewußten Gründen nicht aufnehmen könne, werde die reiche Genofeva-Abtei unten im Thale eine Herberge nicht verſagen.

Brion aber, voller Zorn, achtete nicht auf dieſen wichtigen Zuſatz, ſondern warf ſich auf's Pferd, nöthigte den gutwillig folgenden Baptiſte ſich mit den beiden Roſſen ſeinen Dienern anzuſchließen, und ritt hinab nach dem Städtchen.

Die alte Gräfin von Foix, Françoiſens Mutter, war bei der Geburt dieſes ihres letzten Kindes gefährlich erkrankt, und dies Kind hatte zur Auſſäugung einer Amme anvertraut werden müſſen. Dies

blieb nicht ohne wichtige Folgen: Françoiſe, der Bruſt ihrer Mutter fern bleibend, wurde auch noch durch ein anderes Unglück derſelben entfremdet. Die Gräfin nämlich genas erſt nach Jahren von dieſer Niederkunft, und genas nur auf Koſten ihrer Schönheit. Ihr Antlitz war für immer bleich geworden, und der Arzt kündigte ihr an, daß eine fernere Umarmung ihres Gemahls den Tod für ſie zur Folge haben würde. Der Graf von Foix war aber ein noch rüſtiger und lebensſtarker Mann zu jener Zeit, und nicht dafür angethan, ſeine Gemahlin ſolchen Verluſt durch zarte Entſagung vergeſſen zu machen. Es erwuchs ihr daraus mannigfache Kränkung und Pein, und die Gräfin, ein ſtolzer Charakter ließ es, vielleicht ohne klares Bewußtſein der Härte, die Tochter entgelten. Sie war kalt gegen das Kind und erzog es hart und ſtreng. Dennoch liebte ſie es, liebte es eben dieſer hemmenden Umſtände halber eigenſinnig, und gewaltſam. Um ſo weicher ward es von Margot, der Amme, welche ihr mit Françoiſe gleichaltriges Kind durch den Tod verloren hatte, behandelt. Dieſe Margot war eins von jenen weiblichen Geſchö-

pfen, die bloß Weib und Mutter ſind, und denen man nachſagt, daß ſie aus bloßer Gefälligkeit im Stande ſeien, das zu thun und zu leiden, was charaktervollen Weibern eine Frage des Lebens, und was charaktervollen wie charakterloſen der entſcheidende Punkt wird für glückliche oder unglückliche bürgerliche Exiſtenz. Solche Margot's ſcheinen vorhanden zu ſein, um die gedankenloſe natürliche Menſchlichkeit zu vertreten neben aller Konvenienz. Mit vollſtändiger Gutmüthigkeit ausgerüſtet entwaffnen ſie zuweilen auch den Zorn des berechtigten aber billigen Moraliſten. Schön wie ein Madonnenbild war Margot ſchon als junges Mädchen, wie es hieß, von einem Seigneur von Foix, aus einer Nebenlinie der Grafen, verführt worden, und hatte ohne die geringſte Heimlichkeit einen Sohn geboren, den ſie Florentin taufen ließ, und über deſſen Vater ſie bei dringender Nachfrage lachend zu ſagen pflegte, es müſſe ein vornehmer Prinz ſein, denn er habe wunderſchön ausgeſehn, als er am Heuſchober auf der Wieſe, an dem ſie geſchlummert, zu ihr getreten und ſie bei der Hand genommen habe. Weiter wiſſe ſie nichts von

ihm; aber daß ihr Florentin auch sehr schön sei, das könne doch Jedermann sehn.

Dieser Florentin war fünf Jahre älter als Françoise, und wuchs mit ihr auf. Weil er wie ein Heiliger aussähe, sagte Margot, müsse er auch ein Priester werden, und so ward er denn bis zum fünfzehnten Jahre Françoisen's und bis zu seinem zwanzigsten neben ihr theils auf dem Schlosse, theils in der Abtei unterrichtet, und war ganz wie ein Milchbruder mit der jungen Comtesse befreundet. Als Graf Chateaubriant sie hinweg führte, betrübte es ihn sehr, und in dieser Stimmung trat er dem Plane Margot's gemäß ganz in die Abtei, und wurde Priester. Françoise durfte sich also von ihm der aufrichtigsten Theilnahme versehn, als sie in so unglücklicher Lage ihm wieder begegnete, und es war natürlich, daß sie sich ihm so sorglos überließ. Sie ahnte nicht, in welcher Richtung sich das Wesen dieses Florentin ausgebildet hatte.

Florentin war auch nicht böse geworden. Aber was bei seiner Mutter gedankenlose Gutmüthigkeit, sinnliche Unbefangenheit gewesen, das hatte sich in ihm zu gedankenvoller Sinnlichkeit und zu berechnetem

Genußtriebe ausgebildet. Er war ein offner Kopf, welcher dem theologischen Kreise gewöhnlicher Priester bald überlegen, und deshalb von den überlegenen Priestern der Abtei bald in die höheren Verhältnisse der Priesterschaft eingeweiht wurde. Nicht sowohl durch die um sich greifende Reformation, welche hier an der spanischen Seite noch wenig Eindruck hervorgebracht hatte, als durch das luxuriöse Pabstthum der letzten Jahrzehnte war ein Stamm aufgeklärter Priester in viele Theile der Christenheit verbreitet worden, welcher eine Art esoterischen Priesterthums darstellte. Es war dies ein Jesuitismus ganz andrer Art, welcher dem ächten Jesuitismus vorausging, ein sinnlicher und künstlerischer Jesuitismus, der nicht für die Kirche sondern für sich, für die Schaar der Auserwählten täuschen und erobern wollte. Er wendete sich auch vorzugsweise an die Großen und Mächtigen der Erde, aber nicht um durch diese den Massen beizukommen, sondern um mit den Mächtigen die Reize des Lebens zu genießen. Die Glaubenswelt war dieser Gattung eine Welt der Formel, welche durch gewandten Geist nach außen hin lebendig und wirksam

erhalten werden müſſe, welche aber mit den intimeren Bedürfniſſen des aufgeklärten und geſchmackvollen Prieſters nichts zu ſchaffen habe.

So geartet trachtete Florentin ſchon ſeit einigen Jahren, aus dem Pyrenäenwinkel hinaus in die offnere Welt, ſei's nach Rom, ſei's nach Paris zu kommen. Er war viel eher als die alte Gräfin von der Anweſenheit Françoiſen's am Hoflager des Königs unterrichtet, denn er war Sekretair des Abtes, und der Abt verlor den König nicht einen Augenblick aus den Augen. Florentin kannte alſo auch die Geiſtesrichtung der Umgebungen des Königs, den aufgeklärten Sinn Margarethen's und Bude's, und konnte den Einfluß derſelben auf Françoiſe ermeſſen. Ihm war es alſo zunächſt ſchon aus vielfältigem politiſchem Grunde darum zu thun, ſich dieſer politiſch ſo wichtig werdenden Dame zu bemächtigen.

Aber die Gegenwart behauptet überall ihr Recht auch über die ſorgfältigſt gepflegten Pläne für die Zukunft, und jede Leidenſchaft iſt beredſamer als aller Verſtand. Florentin hatte nicht gewußt, wie ſchön ſeine Milchſchweſter als Gräfin Chateaubriant geworden

ſei, und als ſie ihm im ſtaubigen, zerdrückten Reitkleide, halb verſchleiert und von Thränen und krampfhafter Bewegung entſtellt zum erſten Male wieder erſchienen war, da hatte er es nicht bemerkt, erfüllt von Plänen, welche das junge Weib in andre Arme liefern ſollten. In ſolcher Stimmung hatte er ihr das Zimmer angewieſen, nach ihrem Mantelſacke im Schloſſe geſendet, und dem Abte Bericht abgeſtattet. Aber als er nun bei einbrechender Dunkelheit ſie in häuslicher Kleidung am Kaminfeuer fand, eine bildſchöne Frau, deren in Ergebung gefaßtes edles Antlitz von der hellen Flamme beleuchtet wurde, da kam ihm raſch der verwegene Gedanke, er ſei ein eben ſo ſchöner und zum Glücke eben ſo berechtigter Mann als der König.

7.

Baptiſte hatte es mit ſeiner Zuſage des Stillſchweigens an die Gräfin vereinbar geglaubt, daß er den höchſt verdrießlichen Seigneur Chabot de Brion, der ihm wirklich die Steigriem-Hiebe angedeihn laſſen wollte, auf die Aeußerung des Haushofmeiſters, der Seigneur ſollte bei der Genofeven-Abtei anfragen, aufmerkſam mache. Brion, im Städtchen Foix anhaltend, hatte ſich vorgenommen, dort jedenfalls den Reſt des Tages und die folgende Nacht zu bleiben, da es ihm unzweifelhaft war, die Gräfin ſei wenigſtens auf dem Schloſſe geweſen, und ſei entweder noch dort oder nicht weit entfernt, und da er auf irgend einen glücklichen Zufall hoffte, ſie zu entdecken und ihr nahe zu kommen. Der Wirth der Herberge erzählte denn auch auf Nachfrage, es ſei kurze Zeit vor ihm eine Dame mit einem Diener den Schloß-

berg hinauf geritten. Brion warf einen drohenden Blick auf Baptiſte, und fragte den Wirth, wie weit die Abtei vom Orte entfernt ſei.

Einen Büchſenſchuß, Seigneur; wenn Ihr hinüber geht bis an die Waldecke am Strome, und links hinumſchaut, ſo ſeht Ihr ſie. Der Pförtner iſt ein freundlicher Bruder, und wird Euch für eine höfliche Zumuthung höflich Rede ſtehn, ob eine Novize, oder eine Fremde eingetroffen ſei.

Brion machte ſich ſogleich auf den Weg, und zog zehn Minuten darauf die Glocke an der Abtei. Der feiſte Pförtner öffnete den Schieber halb, um zu ſehn, ob es der Mühe werth ſei, ihn ganz aufzuſchieben. Der ſtattliche Herr im Federhute ſah allerdings darnach aus, und der Pförtner zeigte ſich entgegen kommend. Wahrſcheinlich hätte Brion auf eine einfache Anfrage genügende Auskunft erhalten, da dem Pförtner kein beſonderes Stillſchweigen von Florentin auferlegt worden war, aber er begann damit, dem lächelnden Thorhüter eine Handvoll Silbermünze in die verſtändig entgegen kommende Hand zu drücken, und ſo erhielt die unverfängliche Frage für dieſen

ſeines Poſtens kundigen Mann ſchnell eine Bedeutung. Hat die Auskunft ſolchen Werth, philoſophirte der Pförtner in Eile, ſo wird der Werth ſteigen, wenn die Auskunft ſchwierig iſt. Er antwortete alſo ausweichend, und um Zeit für ſeine Politik zu gewinnen, bat er um nähere Beſchreibung der Dame, die einpaſſirt ſein ſollte, und um den Namen derſelben. Kurz, Brion zeigte ſo unpolitiſchen Eifer, daß er vom Pförtner nichts als die Verſicherung erhielt, er werde ſich erkundigen, und dem Seigneur am andern Morgen Bericht erſtatten. Brion hatte indeß doch ſo viel entdeckt, daß die Gräfin wahrſcheinlich im Kloſter ſei, und war auf dem Rückwege nach dem Städtchen zu der Ueberzeugung gekommen, daß er hier raſch verfahren müſſe, wenn er auf irgend ein Gelingen hoffen wolle. Die ungeſchickte Behandlung des Pförtners, deren er inne geworden, hatte den kundigen Mann des Hofes in ihm erweckt, und ſich mit aller Zuverſicht und Behendigkeit eines ſolchen wappnend kehrte er an der Waldecke haſtig um, und ſchritt haſtig wieder nach der Abtei zurück. Diesmal klingelte er ſcharf, und rief dem ob ſolchen ſcharfen Zugs

überraſcht heraus ſchauenden Pförtner gebieteriſch zu: Oeffne! Dieſer öffnete auch wirklich in der erſten Beſtürzung die kleine Thür, welche zwar zunächſt nur in ſeine Thorzelle, aus dieſer aber in den erſten Hof der Abtei führte, und ſah fragend und verwundert dem eintretenden Seigneur in's Angeſicht.

Melde mich, den Seigneur Chabot de Brion, bei Seiner Hochwürden dem Herrn Abte! Raſch!

Melden? Ich? Ich bin bloß Pförtner —

So ruf einen Laienbruder, oder wer ſonſt dafür beſtellt iſt!

Aber ich darf meinen Pförtnerpoſten nicht verlaſſen. — Obwohl er nicht wußte, ob etwas zu verbergen, und ob dieſem Manne der Zutritt zu verſagen ſei, ſo machte er doch, nicht bloß in der Abſicht, ein neues Trinkgeld zu erhalten, ſondern aus dem Inſtinkte der Verbrüderung, welcher alles Ungewöhnliche abhält von der Verbrüderung, dem Seigneur den Eintritt ſo ſchwer als möglich.

Ich werd' ihn verſehn bis Du wiederkommſt, Deinen Pförtnerpoſten —

Ich bitte; Ihr könntet wohl nach ungewöhnlichen Grundsätzen öffnen und schließen —

Holla, schnell, ich bin nicht gewohnt, zu warten!

Hätte Brion gewußt, wie sehr hilfreiche Eile seiner geliebten Gräfin Noth war, er hätte sich auf keinerlei Meldung eingelassen, sondern hätte mit gezogenem Degen den Pförtner ohne Weiteres genöthigt, ihn nach den Zimmer der fremden Dame zu führen. Mit Brion's Hin- und Wiederkommen war es nämlich Abend geworden, und Florentin war in vollem Zuge, seine Ueberlegenheit als dialektischer Priester und junger Mann über die verstörte und verlassene Gräfin geltend zu machen. Waren auch die Gründe seiner Rede jetzt himmelweit verschieden von denen, die er selbigen Tages oben im Schlosse entwickelt hatte — und sie mußten es sein, denn dort wollte er Furcht vor den Freuden der Welt, hier wollte er Zutraun zu verstohlener Freude einflößen — erschreckte auch die unerwartete Wendung in Wesen und Wort Florentins die Gräfin einen Augenblick bis in's Innerste, ach, sie war doch so unglücklich, daß sie ihrer eignen logischen Kraft nicht mehr traute, und daß sie sich

um jeden Preis eines liebevollen Entgegenkommens bedürftig fühlte. Es liebt das Weib, dem aller würdige Gegenstand der Theilnahme entzogen wird, am Ende auch das Ausdruckslose und Unbedeutendste; wäre es ein Wunder gewesen, wenn Françoise dem schönen Jugendfreunde vertraulich und entgegen kommend die Hand gereicht hätte? Seine männliche Schönheit war um so vertraulicher, da sie im Kleide priesterlicher Würde, also ohne den verschüchternden Anspruch der Schönheit erschien, da sie das Zutraun auf eine uneigennützige Freundschaft des Milchbruders für sich hatte, und — was mehr war als Alles! — da sie aus dem sichern Hafen einer würdigen Stellung heraus dem gepeitschten Lebensschifflein der armen Frau Worte und Signale zurufen konnte. Der sogenannte Teufel lebt davon, daß er die Hilfe, welche man braucht, wirklich leistet, aber auch vergiftet.

Kurz, es gelang Florentin, die lastende Melancholie von Françoisens Stirn zu scheuchen, denn er wußte ihr in schmeichelnder Entwickelung darzustellen, daß sie eben nur um reizender Vorzüge willen in so peinliche Situationen versetzt worden sei, und daß die

Pein dieſer Situationen viel mehr in ihrem furchtſamen Sinne als in den Situationen ſelbſt liege. — Willſt Du den grauen Stein beneiden, fuhr er fort, um die ungeſtörte Ruhe, welche er ſeiner Unſcheinbarkeit und Reizloſigkeit verdankt? Beſteht nicht Leben, wirkliches Leben bloß aus Furcht und Verlangen, und aus dem geſteigerten, ſich gegenſeitig im Gleichgewicht haltenden Fürchten und Verlangen?

Und doch, Florentin, riethſt Du mir ſelbſt, die Welt zu fliehn, weil ſie gefährlich —

Und weil Du für den Augenblick das Gleichgewicht Deiner Seele verloren haſt! Wärſt Du ſonſt nach Foix gekommen, wo Du bei einer liebloſen Mutter der trockenſten und ungenügendſten Anſichten und Grundſätze gewärtig ſein mußteſt? Du brauchſt Sammlung, und es iſt ein gutes Zeichen, daß Du Dich bis zum Bedürfniſſe dieſer Sammlung haſt verſtören laſſen, denn Du biſt verſtört worden, weil Du nicht in wüſter Gedankenloſigkeit beherrſcht ſein wollteſt, und doch auch im Tumult eines neuen Lebenskreiſes nicht die Ruhe und die Macht in Dir fandeſt, zu herrſchen. Du biſt zum Größten beſtimmt: Du willſt

Macht und Ruhe zugleich, und Du täuſcheſt Dich nur einen Augenblick über dieſe Ruhe, und verwechſelſt ſie mit der Lebloſigkeit. Wenn Du Dich einen Winter und einen Sommer in der Einſamkeit unſrer Thäler geſammelt haben wirſt, dann wirſt Du mit weitblickenden ſicheren Augen die Herrlichkeiten von Blois wiederſehn, wirſt die Angoulême und Alençon überſehn, und wirſt verſtehn zu genießen, indem Du herrſcheſt, zu herrſchen, indem Du genießeſt und zu ſchaffen im Herrſchen und Genießen.

O eile, eile, Chabot de Brion! Françoiſe iſt geiſtvoll genug, um in die Gefahr ſolcher Wendung einzugehn, und ſie iſt gerade jetzt aufgeregt genug, um der Gefahr zu erliegen. Errette ſie heut von dieſem Florentin, vielleicht iſt er ihr morgen ſchon nicht mehr gefährlich, wenn ſie ſich gefaßt und durch Deine Nähe, dies Zeichen ſchöner und ſtarker Theilnahme, geſtärkt hat.

Leider war dies ungemein ſchwer. Nicht weil der Abt, dem Anſcheine nach ein gutmüthiger Mann, der ſtrengen Meinung geweſen wäre, jeglichen Edelmann von der ſchönen Gräfin entfernt zu halten, ſon-

dern nur weil der Abt noch nicht wußte, welcher Meinung er ſein ſollte. Die Ankunft der Gräfin in Foix, mit einiger Wahrſcheinlichkeit, aber doch nur mit Wahrſcheinlichkeit angekündigt durch einen Prieſter in Blois, der die Dinge am Hofe beobachtete, und dem Abte des Genofevenſtiftes ſeit einiger Zeit ungewöhnlich häufig Mittheilungen machte, weil der Abt durch ſeinen Bezug zum Hauſe Foix wichtig werden konnte, jene Ankunft der Gräfin, ſo fein vorausgeſehen durch den Prieſter in Blois, war dem Abte doch überraſchend gekommen, und Florentin, welcher jener möglichen Ankunft halber ſeit Wochen täglich die alte Gräfin beſuchte, hatte die junge Gräfin ſo überraſchend ſchnell in die Abtei ſelbſt gebracht, daß der Abt, ein Mann von langſamen und vorſichtigen Entſchlüſſen, nicht im Stande geweſen war, einen Plan auszubilden für alle einzelnen Fälle dieſer eingefangenen wichtigen Dame. Und Chabot de Brion, deſſen nahes und günſtiges Verhältniß zum Könige er ſehr wohl kannte, kam ihm ſo plötzlich und ſo heftig wie ein Sturzbach über den Hals. Er wollte ſich ihm ſo gern gefällig zeigen, und doch nichts vor-

eilig gewähren, was den Preis des eingefangenen Kleinodes im Geringſten herabſetzen könnte! Dieſer Preis konnte aber durch den ſchönen Seigneur zweifach bedroht ſein: erſtens konnte dieſer auf eigne Rechnung die Gunſt der Gräfin ſuchen, und zweitens konnte er den Lohn für ſich allein beim Könige in Anſpruch nehmen, die ſcheue Dame wieder zur Rückkehr ermuntert zu haben. Dieſer Lohn ſollte ja den Prieſtern zukommen! Und dieſer Lohn wuchs, je länger die Rückkehr auf ſich warten ließ, und je unabhängiger von äußerer weltlicher Unterſtützung die Abtei allein die ſchüchterne Dame geſtärkt und ermuthigt hatte, den Kampf mit den Freuden der Welt wieder aufzunehmen und zu beſtehn — kurz, ſchloß mit einiger Ungeduld der Abt ſeine lange Rede, in welcher er von allem Obigen das Gegentheil zu ſagen getrachtet, kurz, mein Seigneur de Brion, dieſe Angelegenheit iſt eine äußerſt ſchwierige, und ganz und gar nicht angethan, um im Handumkehren entſchieden zu werden.

Im Gegentheile, hochwürdiger Herr, es iſt hier nicht die geringſte Schwierigkeit für Euch und für die

Abtei, da es ſich in keiner Weiſe um Eure und um die Meinung der Abtei handelt, ſondern um die Meinung der Gräfin, einer ſelbſtändigen Dame, die Ihr mich hören laſſen ſollt.

Mich dünkt, die Gräfin habe dieſe Meinung deutlich genug dadurch ausgeſprochen, daß ſie das Hoflager aus eignem Antriebe und ſelbſt flüchtig verlaſſen.

Kurz und gut, Ihr beſteht darauf, die Gräfin wie eine Gefangene zu betrachten?

Im Gegentheile: wie einen Schützling, der Zuflucht bei uns geſucht hat gegen die Zudringlichkeiten der Welt!

Ihr beſchuldigt den König Franz der Zudringlichkeit?

Der heilige Voluſian bewahre mich!

Er bewahrt Euch nicht, denn Ihr habt's gethan, und werdet's vertreten; bei meinem Schwert verſichere ich Euch deſſen!

Aber Herr Chabot de Brion —

Ihr ſollt's an Euch zuerſt erfahren, daß das Konkordat kein leerer Schall und Name iſt, und daß der König von Frankreich von nun an die Prioren, Aebte

und Biſchöfe wählt, ja daß er die kürzlich geſchehenen Wahlen ſeiner Beſtätigung unterwirft! Wie lange heißt Ihr Abt, Hochwürdiger Herr?

Der Abt antwortete nicht auf dieſe direkte Frage, denn er war allerdings gerade in der Zeit gewählt worden, als das berüchtigte Konkordat abgeſchloſſen, wenn auch noch nicht bekannt gemacht worden war. Er wendete ſich aber in ſeiner Gegenrede unmittelbar auf die Zuſicherung, daß der König in Betreff dieſer Dame kein Hinderniß an der Genoſeven-Abtei finden werde, da ja die ernſte Abſicht des Königs, dieſe ausgezeichnete Dame zur Königin von Frankreich zu erheben, hinlänglich bekannt ſei. Es möge nur der König und der Bote deſſelben geſtatten, daß die Formen im Weſentlichen beobachtet würden. Sie würden allen Theilen von guten Dienſten ſein; mamentlich würden ſie allein die eingeſchüchterte Gräfin ermuthigen —

Durch dieſe Wendung ward Brion wieder zurückgeworfen, und genöthigt, von Neuem auszuholen, ein Zeitverluſt, welcher Florentin zu ſtatten kam.

Florentin, der ſich auf Frauenherzen verſtand — der zweite Hof der Abtei war von Nonnenzellen um-

ſäumt, und dieſem jungen Prieſter lag es ob, die Novizen über ihre Pflichten und ihren Beruf zu belehren — Florentin ging ohne Umſchweif an die Hauptfrage, welche auf dem Wege ſeiner Jugendfreundin laſtete. Einige ſalbungsvolle Philoſophie, pflegte er zu ſagen, den verborgenen Wünſchen des Weibes eingeflößt, und dieſe Wünſche werden muthig und luſtig, denn die Weiber haben keinen Charakter, ſondern nur Furcht und Verlangen, Furcht vor Grundſätzen und Verlangen nach Freude. Macht man ihnen die Grundſätze zuſtimmend, ſo ſind ſie dankbar wie die Kinder: ſie küſſen den Lehrer, der ſie zum Spiele hinaus läßt. Nur nicht als gedankenloſe Weſen wollen ſie behandelt ſein, und das ſind ſie auch nicht, wie beherrſchten wir ſie ſonſt durch Gedankenfolge! Gedanken haben ſie ſo viel als wir, aber jagt ihnen dieſe Gedanken durch einander wie eine Schaar wilder Pferde, und dann zeigt ihnen, daß ihr ſie fangen und feſſeln könnt, die ungeſtümen; dies iſt ihnen gegenüber der Charakter, dem ſie ſich beugen.

Franciſca, hob er an in dem halb ſpaniſchen Patois jener Gegend, welches die Gräfin ſeit ihrer

Verheurathung nicht wieder gehört hatte, Francisca, liebſt Du den König Franz?

Florentin! ſchrie die Gräfin auf, und flog von ihrem Seſſel in die Höhe, als ob ſie ein Schuß in's Herz getroffen hätte.

Du bejahſt meine Frage ſtärker, als mit Worten, ſprich nicht, erwidre nichts, es wäre Umſchweif, verweile ruhig auf Deinem Sitze, und ſieh mir in's Auge! Furchtſames Kind, wie Deine Hand zittert, und Dein Herz klopft. Ich hatte geglaubt, Du ſeiſt ein ſtarkes Weib geworden, und es handelte ſich bei Dir um ein mannigfach durchkreuztes Gewiſſen, darum trat ich Dich an mit greller Rede und grellem Bilde, vergib mir, Francisca, ich ſehe, daß ich Dich unnütz gepeinigt habe, Du biſt ja noch das unerfahrene Mädchen, das mit dem rohen Grafen von uns ging vor fünf Jahren. Arme Francisca, Du leideſt Pein für eingebildete Sünden, Deine Seele iſt überreizt durch eine brutale Ehe, welche nicht vermögend geweſen iſt, Deine Seele zu nähren, und nicht vermögend, Deine Seele zu erniedrigen. So iſt die Welt verworren! Sie mißt Alles mit gleichem Maaßſtabe,

und vergißt zu wägen: andere Frauen mit weniger reizbarer Seele könnten Alles das thun, was Du nur in der Einbildung vor Dir ſiehſt, und lebten glücklich und in gutem Gewiſſen, während Du Dich peinigſt um die bloße Möglichkeit, die Dir nahe getreten!

Und muß ich's nicht? entgegnete leiſe die Gräfin, wenn meine Seele empfindlicher iſt als Anderer, ſind nicht auch meine Pflichten feiner und ſtrenger als die Pflichten Anderer?

An Deiner Uebung im Philoſophiren, Franciska, erkenn' ich, wie ſehr Du gelitten, wie ſehr Du gerungen. Arme Freundin! In falſchen Skrupeln wirſt Du vielleicht die Zeit Deiner ſchönen Jugendkraft verlieren, und wirſt zu ſpät zu der Einſicht kommen, daß es nur Skrupel geweſen, die Dich von der höheren Ueberſicht über die Fragen Gottes getrennt, die Dich getrennt von dem Glücke, welches Dir Gott beſchieden, indem er Dich eben ſo reich begabte, wie er's gethan, eben ſo reich wie es nöthig war, um einen ſinnigen König zu feſſeln, um ihn zu beglücken, und mit ihm ein großes Reich, das ſchöne Frankreich!

Was iſt das, Florentin? Du redeſt einer ſündi-

gen Neigung das Wort? Du verſuchſt mich! Deine Hand bebt in der meinigen.

Meine Hand bebt, weil ich im Zorn bin gegen die ſchwache Welt, welche ſo allgemeine Grundſätze braucht, um ſich im Gleichgewicht zu erhalten, ſo allgemeine, daß ſie bei begabteren Menſchen hundertfach Lüge werden und eine das Beſte zerſtörende Entſagung werden müſſen. Denn dieſe allgemeinen Grundſätze können nur für die Mittelmäßigkeit berechnet ſein. Meine Hand bebt, Franciſca, weil ich zornig bin gegen mich ſelbſt, gegen meine Unfähigkeit, geſchloſſen und überzeugend auszudrücken, was ich als unumſtößlich richtig vor meinem Geiſte ſehe. Ich habe nicht genug Schule der Welt; ich habe nur genug Schule des Kloſters, um einzuſehn, der Lebenswandel tugendhafter Wahrheit liege nicht in den allgemeinen Maaßſtäben, nach welchen die Welt richtet, und liege noch weniger in der Flucht vor der Welt. Dieſe Flucht iſt Ohnmacht, und dieſe iſt unwürdig eines Geſchöpfes, welches Gott reichlich ausgerüſtet mit ſegensvollen Mitteln für ſich und die Welt. Dieſe Flucht iſt Undank gegen Gott, der den fruchtbaren

Obſtbaum nicht gegeben hat, daß er in voller Fruchtbarkeit umgehaun und zu Zaunholz verwendet werde.

Mir ſchwindelt vor Deinem Gedankengange, Florentin!

Mir auch, weil ich ihn vor Dir ausbreite ohne die Ueberzeugung, Dir ihn einleuchtend zu machen.

Und Du biſt Prieſter?!

Ich bin es, weil ich dazu beſtimmt war, ehe ich ſelbſt entſcheiden konnte, ich bin es, weil ich arm, und weil es der einzige Stand iſt, der den Armen eine Laufbahn der Macht eröffnet, ich bin es, weil die Macht über Geiſt und Gewiſſen der Menſchen die größte auf Erden iſt —

Und Du gehörſt zu den Reformatoren, deren Grundſätze aus Deutſchland kommen?

Nein. Die Formen ſind gleichgültig, und deren Wechſel iſt gefährlich. Jede Form, eine Hülſe des Geiſtes, vertrocknet, und wird über Kurz oder Lang zu enge; es mag ſich dafür intereſſiren, wem ſein Leben feil iſt, und wer an die Vollkommenheit einer menſchlichen Erfindung glaubt. Ich gehöre nicht zu den in ſo glücklicher Täuſchung Befangenen, ich kenne

nichts Erdachtes, das nicht auch ſeinen Tod in ſich trüge, ich arbeite nur für eine perſönliche Welt, denn deren Ausdehnung allein iſt unberechenbar —

Stirbt nicht die Perſönlichkeit auch, und ſicherer und früher als die Form?

Sie ſtirbt, denn ich ſterbe, aber meine Prätenſion ſtirbt mit mir, und ſo iſt mir der Tod eine Garantie gegen die Täuſchung.

Und wenn Deine Perſönlichkeit verdirbt?

Sind ihr die Arme des Todes nicht jede Stunde offen?

Du biſt ſchrecklich.

Schrecklicher iſt die Tyrannei der Form!

Aber außer der Form iſt die Barbarei!

Du mißverſtehſt mich: ich geſtatte, ja ich fordre ſie für Jeden, der kein ſelbſtändiges Bedürfniß hat, und ich bewege mich ſtreng in der beſtehenden; ich finde einen ſchönſten Lebensreiz darin, aus ihr zu machen, was mir gefällt, und ich finde die herrſchende kirchliche Form, die geiſtreiche Erfindung eines Jahrtauſends, unendlich intereſſanter als den kahlen Verſuch der Neuerer. Auch Du haſt nicht vor ihr zu

erſchrecken: ſie geſtattet dem Menſchen die Freuden der Welt, ſie verlangt nur, daß er ſich dafür abfinde durch Bekenntniß und Buße. Und Du, arme Franciſca, übertreibſt, Du bekennſt und büßeſt noch bevor Du genoſſen, Du ſorgſt wie ein übermäßig guter Wirth für ein Kapital an Buße, von deſſen Rente Du ein ganzes Leben unbeſorgt zehren kannſt in Wohlbehagen. Denn Du wirſt mir nicht vorreden wollen, daß ein Weib Deines Verſtandes bloß aus beſchränkter Anſicht und bloß aus Furcht vor dem Urtheile beſchränkter Anſicht ſeine ſchönſte Lebenszeit kaſteie —

Florentin!

Sage nichts! Ich habe Dich bewundert, daß Du die Stärke hatteſt, den König ſo lange entfernt von Dir zu halten, Du haſt dadurch für die Höhe der Neigung und für Deine bürgerliche Stellung meiſterhaft geſorgt, Du biſt jetzt ſicher, einen feſten Platz an ſeiner Seite zu gewinnen, und wenn Du Königin von Frankreich biſt, ſo magſt Du's mit Stolz ſagen, daß Du es nicht nur der Schönheit verdankeſt, welche Dir Gott geſchenkt, ſondern auch der geiſtigen Geſchicklichkeit, welche Du Dir ſelbſt erworben.

Aber Du entſetzeſt mich zum Aeußerſten, Florentin!

Das glaub' ich wohl, ſagte er lachend und ihr die Hand küſſend, welche ſie hinweg ziehn wollte, und welche er feſthielt, — denn dies habt Ihr Weiber vor uns voraus, daß Ihr ohne Raiſonnement handelt. Die Klugheit, welche wir mühſam in ein Syſtem ſtellen, iſt Euch Inſtinkt, und deshalb heißt es auch ſo zierlich: die Weiber denken mit dem Herzen. Laſſen wir alſo die allgemeinen Phraſen, es gehört zum weiblichen Inſtinkte, für ſich keine allgemeine Regel einzugeſtehn, und, wie es heißt, dem Herzen, dem ſyſtemloſen nach zu handeln. Verliere Dich nur nicht zu weit in der Selbſtpeinigung, welche Dir die formelle Tugend auferlegt, beuge Dich dieſer Tugend nicht gar zu furchtſam, erinnere Dich, daß Dein wahrhaftiger Menſch anders in Dir ſpricht, und erinnere Dich, daß Du mit fortgeſetzter Selbſtpeinigung den Tempel, welchen Gott in Dir errichtet, den ſchönen Leib zerſtöreſt oder doch beeinträchtigſt. Hinweg mit der Falte zwiſchen den reizend geſchwungenen ſchwarzen Augenbrauen, und ziehe die vollen Lippen, die zum Kuſſe beſtimmt ſind, nicht ſo peinlich nach innen —

Die arme Frau wußte nicht, was mit ihr geſchah; die frechen Worte des Mannes, dem ſie ſchweſterliche Neigung und Vertrauen gewährte, hatten ſie ſo beſtürzt, daß ſie wie ſtarrend, und alles Leben nach innen drängend nur dieſen Worten nachdachte. Sie ſah und hörte und empfand in dieſen Augenblicken nicht, was mit ihrem Leibe vorging, und daß Florentin das Tuch von ihren Schultern ſchob, ihre Bruſt mit Küſſen bedeckte, mit ſtarken Armen ſie ganz an ſich zog; ihre Seele war himmelweit entfernt vom Reize der Sinne, der ſich doch körperlich ihren Nerven und ihrem Blute mittheilte, und ſie war durch die ſeltene Lage, in welche ihr Geiſt geſtürzt war, in unmittelbarer Gefahr, widerſtandslos und für das, was ſich zutrug, gedankenlos dieſem Manne zu verfallen, als an die Thür geklopft, und ſie durch Florentin ſelbſt, da er ſie aus ſeinen Armen plötzlich los ließ, aus Starrheit und unwillkührlicher Hingebung geweckt wurde. Damit riß auch der Nebel, in den ſie verhüllt geweſen, ſie war ſich plötzlich der ganzen Situation bewußt, und ſprang mit einem gellenden Schrei vom Seſſel auf, ihr Geſicht mit den Händen

bedeckend. In einer andern Richtung außer ſich ſtieß ſie ſchreiend den Kopf und die Hände von ſich, welche ſich plötzlich wieder unter Küſſen ihrer Arme bemächtigt hatten, und ward erſt nach einer Weile inne, daß ſie Margot, ihre zärtliche Margot von ſich geſtoßen hatte. Sie hatte geklopft, ſie war mit einer Dame in's Zimmer getreten, und hatte ihre geliebte Franciſca umarmen wollen.

Franciſca blieb noch lange ſprach- und regungslos, und wendete ihre Augen nicht von Florentin, der Anfangs ihren Blick zu vermeiden ſuchte, aber bald die Kraft über ſich gewann, ihn mit einem für die Gräfin entſetzlichen Lächeln auszuhalten. Das ſchöne jugendliche Antlitz des Prieſters, dunkel geröthet in dieſem Augenblicke, erſchien ihr wie ein tückiſches Gewäſſer, welches an der Oberfläche geglättet, Klippen und nirgends geſehene ungeheuerliche Thiere verberge. Ein Fieberſchauer ergriff ſie, und ſchüttelte ihren Leib wie eiſiger Froſt. Margot, die gutmüthige, war äußerſt beſtürzt, von ihrer Franciſca ſo empfangen zu werden, und ſah verlegen bald auf die junge Dame, welche ſie mitgebracht, um ſie mit der Gräfin bekannt

zu machen, bald auf ihren Sohn — Ich fürchte, Florentin, ſagte ſie endlich langſam zu dieſem, Du haſt Deine leichte Stunde am falſchen Orte gehabt —

Dies iſt Fräulein Chimene von Infantado, nahm Florentin haſtig das Wort, um ſeine Mutter zu unterbrechen, — Eure Mutter, die Frau Gräfin ſendet ſie ohne Zweifel als ein Zeichen, daß ihr Sinn gegen Euch milder geſtimmt worden ſei!

Ach leider nein, rief Margot, Gott weiß was die Frau Gräfin für falſche Vorſtellungen von ihrem ſchönſten Kinde hat, ſie will nichts — Gott vergeb's ihr! — von ihm wiſſen. Vornehme Leute müſſen doch eben anders ſein, als wir; ich habe auf eigne Hand die kleine Chimene hergeführt, die Dich kennen und tröſten wollte, Franciſca —

Dabei näherte ſich Chimene, ein ſchlankes Mädchen blaſſen Ausſehens der Gräfin, und blieb verlegen ſtehn, als dieſe, den Blick noch immer nicht von Florentin verwendend, ſich nicht zu ihr kehrte. Rührend traurig war der Anblick dieſer Chimene, deren große ſchwarze Augen ſtets in Thränen zu ſchwimmen ſchienen, deren Lippen nur blaßroth waren. Ein

blaßgelber Hauch lag über dem edlen kleinen Antlitze mit hoher Stirn und runden Schläfen, ein Hauch wie er jungen Mädchen eigen zu sein pflegt, wenn sie aus dem Mädchenalter in jungfräuliche Reife treten. Knapp saß ihr das schwarze Kleid gewöhnlichen Stoffes bis an den Hals verschlossen, und nur der theure Schleier, die edle Form des kleinen Hauptes, die schmalen länglichen Hände und der schmalste, feinste Fuß verkündigten eine Herkunft edlen Stammes und vornehmer Lebensweise, welche die Glieder schont und verfeinert. Wie es schien mehr beleidigt als verlegen blieb sie einige Schritte vor der sie noch immer nicht anblickenden Gräfin stehn, und schwieg. Da öffnete sich die Thür, und der Abt erschien mit Chabot de Brion —

Brion, mein Erretter, schrie die Gräfin auf, flog diesem entgegen, faßte ihn bei beiden Händen und rief wie aus tiefster gepeinigter Seele: O, mein Gott, mein Gott, Du hast mich nicht verlassen!

So glücklich Brion über diesen Empfang, so bestürzt war der Abt und trat eilig zu Florentin, und nahm ihn zur Rücksprache in die Fensterbrüstung.

Während deſſen ſagte die Gräfin haſtig mit halber Stimme zu Brion, er ſolle ſie ſogleich hinweg führen aus dieſem Hauſe, wohin es ſei und koſte es was es wolle. Was hätte Brion lieber verſprochen!

Thut's auf der Stelle!

Hier iſt mein Arm, Frau Gräfin —

Ehe ſie aber bis zur Thür kommen konnten, hatte ſich Florentin, ihre Abſicht bemerkend, mit unprieſterlicher Haſt zwiſchen ſie und den Ausgang geſtellt, und in demſelben Augenblicke auch eine an der Thür hängende Schnur gezogen. Während davon eine Glocke in ungewöhnlicher Tonfolge durch die Bogengänge der Abtei läutete, ſprach er ſelbſt zu Brion: Seigneur, dieſe Dame bleibt in der Abtei!

Prieſter, dieſe Dame verläßt die Abtei.

Nicht an Eurem Arm, nicht jetzt, Seigneur.

Warum nicht?

Es iſt nicht der Augenblick, Euch die Gründe zu ſagen. Wenn es Euch gefällig iſt, uns zum Sprechzimmer Seiner Hochwürden des Herrn Abt zu folgen —

Das iſt mir nicht gefällig. Seine Hochwürden wiſſen bereits, in welcher Abſicht ich hier bin —

Und bin ich, rief die Gräfin Chateaubriant, und ſah dem beſtürzt herzutretenden Abt in's Auge, bin ich denn eine Gefangene in der Genofeven-Abtei, daß ich nicht gehen könnte, wenn es mir beliebt?

Der Abt, durchaus nicht ſicher in der verwickelten Lage, erwiderte mit Höflichkeit, während ſein Auge fragend an Florentin hing, und ſeine volle Geſtalt ſich würdevoll nach der Thürſchwelle an die Seite Florentin's bewegte: Ihr ſeid nicht Gefangene, gnädige Gräfin, unſre Abtei, welche die heilige Jungfrau ſegnen möge, iſt kein Gefängniß, ſondern für bedrängte Frauen eine Zufluchtsſtätte!

Doch nur für ſolche, die ſie in Anſpruch nehmen, entgegnete die Gräfin, und zu denen gehöre ich nicht.

Alſo gebt Raum, fromme Väter, ſetzte Brion hinzu, und that mit der Gräfin einen Schritt gegen die Thür. Florentin hatte die kurze Erwiderung der Gräfin benutzt, um dem Abte zuzuflüſtern: es iſt Alles für uns verloren, wenn ſie jetzt das Haus verläßt, unterſtützt mich und beſtätigt Alles, was ich anordne! und nach dieſen Worten ſtreckte er ihnen den Arm entgegen und rief: Entfernt Euch von dieſer

Dame, Seigneur, wer Ihr auch seid. Sie ist uns anvertraut, damit sie geschützt sei gegen die Zudringlichkeit jeglichen Mannes!

Wer hat mich Euch anvertraut, lügnerischer Mann? rief die Gräfin, welche jetzt in der Entrüstung Stärke fand.

Eure Mutter die Frau Gräfin von Foix! Diese Erwiderung beschämte die Gräfin und machte sie stumm, veranlaßte aber Brion zu der heftigen Aeußerung: Was hat die Gräfin Foix zu gebieten über die Gräfin Chateaubriant? Ist es nicht genug, daß sie über ihr Kind einmal bestimmt hat ohne Rücksicht auf das Glück desselben? Ihr Mutterrecht ist dahin, und diese Dame ist selbständig!

Diese Dame heißt Gräfin Chateaubriant, und ihr Herr ist der Graf, dessen Namen sie führt. Und er gebietet, daß sie in dieser Abtei bleibe, bis er sie abfordere.

Die Gräfin fuhr zusammen bei dieser Aeußerung Florentin's, und ein schmerzlicher Ruf drang aus ihrer Brust. Brion aber drückte ihren Arm fest an den seinigen, und rief heftiger als zuvor: Gebt Raum,

lügneriſche Prieſter, oder ich ziehe das Schwert aus der Scheide, und ſchre Euch zu bei meines Namens Schwur, der König Franz, in deſſen Namen ich hier handle, ſoll Euch und Eurer Abtei dafür einen Denkzettel ſenden für ewige Zeiten.

Der Abt war außer ſich, daß es zu ſolcher Scene kam, und verſuchte es, beſchwichtigend einzuſchreiten, Florentin aber wich keinen Fuß breit, und zum zweiten Male an der Glockenſchnur ziehend, erwiderte er kaltblütig: König Franz iſt unterrichtet von dem, was wir thun, noch ehe Euer Roß Euch nach Paris getragen; er kennt uns und vertraut uns, und achtet das Recht der Kirchen-Mauern. Sagt ihm, wir ſeien ſeiner Worte gewärtig, und hielten es nicht für paſſend, eine um mangelnden Schutzes willen flüchtige Dame dem erſten jungen Edelmanne anzuvertrauen, der ohne nachweisbaren höheren Auftrag ſie ohne Weiteres von uns in Anſpruch nehme. Begeht nicht unnütz Frevel, Seigneur, dadurch daß Ihr Euer Schwert in Gottes Hauſe aus der Scheide zieht, die Thür iſt offen für Euch, und wenn Ihr hinausblicken wollt, ſo werdet Ihr entdecken, daß Kreuzgänge und

Pforten beſetzt ſind von unſern rüſtigen Kloſterknechten, um Niemand paſſiren zu laſſen, als den, welchem wir die Thüre weiſen.

Bei dieſen Worten öffnete Florentin die Thür, und man ſah, daß er wahr geſprochen, und daß der Kreuzgang, welcher den einzigen Weg zu dieſem Zimmer bildete, durch bewaffnete Leute verſperrt war. Es entſtand eine peinliche Pauſe. Dann wendete ſich Brion plötzlich, die Gräfin feſt am Arme führend, nach dem Innern des Zimmers, und als er weit genug von den an der Thür bleibenden Prieſtern entfernt war, um nicht von ihnen gehört zu werden, ſprach er leiſe und haſtig zur Gräfin: Ich kann Euch nicht ohne Euch Leib und Leben zu gefährden durch jene Bewaffneten hindurch bringen. Bleibt, gnädige Frau, bis ich Euch ſagen kann: jetzt iſt es Zeit. Sei's mit Liſt, ſei's mit Gewalt, ich befreie Euch aus dieſer Haft. Gelingt es mir nicht, wie ich hoffe, den Abt fügſam zu machen —

Der Prieſter tritt zu uns, Brion!

Wenn ein weißes Tuch an einem der Bäume vor dieſem Fenſter flattert, dann iſt der Augenblick da —

Als Florentin neben ihnen ſtand, ſchwieg er, küßte der Gräfin die Hand, und ging nach der Thür, dem Abte ein Zeichen gebend, daß er von ihm begleitet ſein wolle. Es lag Florentin Alles daran, ihm auch den Abt nicht zu überlaſſen! Wenn Françoiſe mit den jetzigen Eindrücken die Abtei verließ, und zum Könige kehrte, ſo war er nicht nur perſönlich gefährdet — dies fürchtete er nicht, da er von Françoiſe keine perſönliche Anklage fürchtete — ſondern die Abtei, das Prieſterthum und die Laufbahn, welche er vor ſich hatte, war gefährdet. Françoiſe durfte alſo bevor ſich ihr Sinn geändert um keinen Preis aus der Abtei entlaſſen werden. Deshalb verließ auch er das Zimmer augenblicklich, um ſich dem Abte anzuſchließen.

Die Gräfin in fieberhafte Aufregung verſetzt durch all dieſe Vorfälle vollendete nun durch einen unbedachten Schritt das Unheil ihrer Lage. Sie ſtürzte Margot, der Mutter Florentin's, in die Arme und beſchwor dieſe, ihr aus der Abtei zu helfen. Margot, die Gutmüthigkeit ſelbſt, war auf der Stelle bereit: ſie gelobte Verſchwiegenheit gegen ihren Sohn,

und verſprach Herrn Brion mit Rath und That an die Hand zu gehn. Da die Abtei ihr offen ſtand bei Tag und Nacht, und da ſie Franciſca liebte wie ihr eigenes Kind, und nicht unterrichtet war, wie ſehr ihr leibliches Kind durch dieſe Flucht beeinträchtigt werden könnte, ſo ſchien ſie allerdings das geeignetſte Hilfsmittel für dieſen Zweck zu ſein. Sie folgte auch darin der drängenden Gräfin, daß ſie gleich, noch dieſe Nacht an's Werk gehn, und deshalb auf der Stelle Brion nacheilen ſolle; denn ſie nahm die unbeachtete Chimene bei der Hand, und vor ſich hinſprechend, wie das am Klügſten anzufangen ſei, eilte ſie aus dem Zimmer und den Kreuzgang hinab.

Es war unterdeſſen völlig Nacht geworden, und das Feuer im Kamine war am Verlöſchen. Draußen ſtürmte der Wind, und jagte die Wolken unter dem Monde einher. Die Bäume des Waldes, hundertjährige Tannen, knarrten, und einzelne Aeſte ſchlugen unweit des Fenſters, vom Winde getrieben, von Zeit zu Zeit unheimlich an die Mauer. Françoiſe war, ohne die Thür zu ſchließen, an's Fenſter getreten; fieberhaft beſchäftigte ſie nur der Gedanke an

Flucht, und sie wollte sich zum ersten Male umsehn, wie ihr Zimmer nach außen gelegen sei. Es war ein einfenstriges Eckzimmer des Vordergebäudes der Abtei, und die von der Thür aus linke Seitenwand bildete das Ende der Vorderfront, welche nach Schloß Foix zu blickte, und in deren Mitte der große Eingang mit dem Pförtnerzimmer war. Nach dieser Seite hin konnte sie nicht sehen, es konnte also auch andrerseits von der Vorderseite nicht bemerkt werden, wenn es ihr möglich wurde, aus dem Fenster hinabzukommen. Das Fenster war nicht vergittert, und es war nur einen Stock hoch. Offenbar hatte man bei der Wahl des Zimmers durchaus nicht an die Möglichkeit einer gewaltsamen Entweichung gedacht, denn diese war noch ungemein dadurch unterstützt, daß die uralte verwitterte Mauer, welche sämmtliche Höfe der Abtei umschloß, hier dem Gebäude bis auf einen Schritt weit nahe trat, daß diese Mauer hinreichend breit war, um auch einen Unerfahrenen darauf Fuß fassen zu lassen, und so hoch, daß sie beinahe bis an den Fenstersims reichte. Es war also, da auch die Fensterflügel bis an den Fußboden des Zimmers sich öffneten, nur ein wenig

gefahrvoller Schritt über den schmalen Abgrund zwischen Haus und Ringmauer abwärts zu machen, und von der Ringmauer hinab boten die Tannenbäume, welche gerade an dieser Ecke bis dicht heranreichten, leichte Gelegenheit den Erdboden zu gewinnen. Françoise, obwohl zitternd vor Furcht, erkannte doch mit augenblicklicher Freude, daß dies Zimmer das günstigste sei, denn gleich hinter dieser Ecke hörten die Bäume auf, und es breitete sich, so weit sie an den rundhin sich wendenden Abteigebäuden hinabsehen konnte, eine freie Wiese aus, die von Zeit zu Zeit grell erleuchtet war durch den Vollmond, und auf welche herab gespenstisch weiß der St. Sauveur-Berg blickte.

Françoise öffnete das Fenster, der Wind ruhte eben eine Zeit lang, und das Freie athmete ihr schweigend entgegen. Das Freie, denn es war ihrem Geiste, als ob sie schon viele Jahre lang gefangen sei. War es nicht auch eine Gefangenschaft, sprach ihre Seele, als ich heimgeführt wurde als Gräfin Chateaubriant hinab in die Bretagne? Und waren es nicht die um mich klirrenden Ketten der Gefangenschaft, welche mich in Blois inmitten der Freiheit

verfolgten und hetzten bis daher, wo die Klosterpforten sich hinter mir zugeschlagen haben? Und ach, war nicht die Erziehung da oben auf dem Schlosse ebenfalls eine Gefangenschaft? Hielt mich nicht die strenge, die — jetzt darf ich's wohl sagen, da sich's so schmerzlich bestätigt — die rauhe Mutter in eisernem Gitter der Vorschriften? O, meine Constance, meine Kind, mein Kind, nach welchem mein Herz schmachtet wie der Wüstenwanderer nach einer Quelle, nein, meine Constance, ich will Dich leiten und führen, aber Dich nicht in Wege zwingen, die — o mein Gott, mein Gott, verstoße mich in die Wüste, aber gieb mir mein Kind und schütze mich vor der Welt!

Sie war zusammen gesunken am Fenster, und ihr Geist vertiefte sich in die Möglichkeiten, ihr Kind zu holen und mit ihm fern von der Welt aber frei zu leben. Sie bemerkte es nicht, daß der Wind sich wieder erhoben hatte, und in scharfem Zuge durch das offene Fenster über sie weg strich nach der offenen Zimmerthür. Nicht daß sie kalt wurde durch und durch, sondern ein Gedanke schreckte sie auf: Chimene, ein ihr ganz fremdes Geschöpf, ein Mädchen,

welches neben ihrer Mutter lebte, und das sie nicht einer Begrüßung gewürdigt hatte, war Zeuge gewesen ihrer Unterredung mit Margot über Befreiung und Flucht. Dies Mädchen, unerfahren und beleidigt, konnte kein Geschick und kein Interesse haben, gegen die Gräfin Foix zu schweigen! Weh mir! rief Françoise, das Unglück hängt sich an meine Fersen! Ich bin verloren, wenn ich dies Haus nicht verlassen kann, ich verfalle dem schrecklichen Florentin!

Diese traurige Ueberzeugung in Betreff Florentin's entstand daher, daß Françoise die leisen Schauer sinnlicher Erregung, welche ihr Florentin wie eine Schlinge um den Hals geworfen, von Zeit zu Zeit auch in den eben verflossenen Scenen zornigen Streites am Arme de Brion's immer wieder empfunden hatte, ja daß sie ihr der Durchkälteten selbst jetzt halb wie Schmerz halb wie Verlangen an's Herz traten. Wie der Ruf des Rabens oben im Schlosse klangen sie ihr wie Verkündigung des Untergangs.

Starr blickte sie umher in dem leeren hohen Gemache, blickte zusammenschauernd nach der offnen Thür, durch welche der Schreckliche eintreten konnte,

blickte hoffnungslos nach den Bäumen vor dem Fenster, auf welchen das Rettungszeichen erscheinen sollte — Himmel, das weiße Tuch wehte von der nächsten Tanne, eine männliche Gestalt stand auf der Ringmauer! Es wird de Brion sein, und die Gräfin, zitternd vor Freude, ist eben im Begriffe, an's Fenster zu eilen, da hört sie den Kreuzgang herauf rasche Fußtritte. Sie horcht, ob die Fußtritte näher kommen, ja! Sie verwünscht ihre Unbedachtsamkeit, die Thür nicht geschlossen zu haben, sie zögert, ob sie es noch thun solle, denn sie hört in diesem Augenblick Brion's Stimme, welche unter dem Fenster leise ihren Namen ruft, sie fliegt nach der Thür, um sie zu schließen, und steht vor Florentin, der eben auf die Schwelle tritt, und den sie nur zu gut erkennt trotz des erloschenen Kaminfeuers und des nur dämmrigen Mondlichtes.

Sie hat die Kraft, den Schreckensruf, welcher sich aus ihrer Brust heraufdrängt, zu ersticken, um Brion nicht irre zu leiten, aber es vergeht eine Minute, ehe sie einen Entschluß fassen kann, was zu thun, und wie die Entdeckung ihres Retters zu verhindern

ſei. Unterdeſſen hört ſie nur zu gut das kniſternde Geräuſch außen am Fenſter, und um dies für Florentin zu übertäuben beginnt ſie inſtinktmäßig laut zu ſprechen. Sie weiß anfänglich ſelbſt nicht, was ſie ſpricht, denn ſie will nur Geräuſch machen, aber alle ihre Organe ſcheinen unterrichtet zu ſein, daß gegen dieſen Mann nur Zorn auszuſchütten ſei, und ihr Geiſt wird bald inne, daß ſie dem ſchweigend zuhörenden Prieſter die ſchreiendſten Vorwürfe macht. Dabei iſt ſie inſtinktmäßig an der Thürſchwelle ſtehen geblieben, und macht nun den Verſuch, die Thür zu ſchließen. Da aber iſt die Grenze ihrer Macht: Florentin ergreift ihre Hand, und mit dieſer Berührung dringt jenes gefürchtete Erbeben der Sinne von Neuem zu ihrem Herzen; ſie bedarf aller moraliſchen Anſtrengung, um nur ihre Hand hinwegzuziehn und zurück zu flüchten in die Mitte des Zimmers. Florentin, der bis dahin nicht geſprochen, zieht die Thür hinter ſich zu, und tritt zu ihr. Franciska, ſagt er, Du haſt Recht, alſo zu ſprechen, aber Du thuſt mir Unrecht mit der Anklage, daß ich auf Dein Unglück und Verderben trachtete. Ich trachte nach Glück für Dich,

aber nach dauerndem. Ich habe Dich verſucht, weil ich Dich nicht mehr kannte, und ich habe eingeſehn, daß ich Dich verkannt. Du biſt reiner, aber auch unerfahrener als ich glauben mußte. Deshalb iſt Dein Sieg über die Hinderniſſe der Welt ſchwerer, und Du bedarfſt meiner Hilfe mehr, als Du jetzt einzuſehen vermagſt. Nachdem ich Dich ſo falſch beurtheilt und unter ſo falſchen Geſichtspunkten empfangen und angeredet, erwarte ich nicht, daß Du mir zunächſt glauben und mein Beſtreben um Dich anerkennen werdeſt. Und doch bedarf's dieſes Glaubens an mich, wenn Du ſiegen ſollſt. Deshalb, Franciſca, mußte ich jetzt auf Deinem Hierbleiben beſtehn. Aber auch wenn ich Dich nicht aufklären und unterrichten müßte, nimmermehr würde ich Dich mit einem leichtblütigen Seigneur ziehn laſſen. Das hieße allen Vortheil in die Winde ſtreun, allen Vortheil, welchen Dein furchtſam tugendhaftes Weſen bis jetzt zu Wege gebracht. Wie, Franciſca, Du liebſt den König, und —

Françoiſe, die unmöglich wollen konnte, daß Brion Dergleichen hörte, unterbrach den Prieſter mit

ſtarker Stimme: Was berechtigt Dich, Prieſter, zu ſolcher dreiſten Vorausſetzung?

Du liebſt ihn ſchwärmeriſch, fuhr Florentin ruhig fort, den ritterlichen König Franz, Du ſiehſt ihn bemüht, entbrannt für Dich, und fliehſt ihn um jeden Preis, kurz Du handelſt ſo tugendhaft und klug zu gleicher Zeit, daß man Deine Tugend für klug, Deine Klugheit für tugendhaft halten muß, und allgemein dem Augenblicke entgegen ſieht, da der König, welcher eine Geliebte geſucht hat, ausrufen muß: ich habe eine Königin gefunden, ziehet hin mit allem Pomp der Herrlichkeit nach den Pyrenäen ihr Würdenträger des Throns, und werbt für mich um die Hand der Gräfin Françoiſe, und wartet am Thor der Genofeven-Abtei bis der Abt Euch verkündet: der heilige Vater in Rom hat ſie entbunden von früherer Verpflichtung, führet heim zu König François die Königin Françoiſe! Das Alles haſt Du weiſe bereitet durch bloße Tugend, Franciſca, und wollteſt es mit einem Streiche vernichten, bloß weil der Jugendfreund Dich, und weil Du den Jugendfreund mißverſtanden einen Augenblick lang? Oder wäre es

nicht vernichtet, wenn Du Dich auf gut Glück einem jungen Seigneur anvertrauteſt, daß er Dich hinbringe, wohin er wolle, mit Dir beginne was er wolle, und jedenfalls, er ſei noch ſo gutmüthig, Deinen Ruf gefährde durch abenteuerliches, aller Deutung ausgeſetztes Geleit?

Dieſe geradeaus auf ihn zielende Wendung des Geſpräches mochte Brion, welcher von ſeinem Wachtpoſten aus Alles anhören mußte, da er das Geräuſch eines Rückzugs nicht wagen konnte, ſie mochte ihn dergeſtalt entrüſten, daß er eine raſche, im Zimmer hörbare Bewegung machte. Florentin, der eben weiter ſprechen wollte, hielt inne, ſah und horchte nach dem Fenſter, und ging, die unwillkührlich zwiſchen ihn und das Fenſter tretende Françoiſe bei Seite ſchiebend, leiſen Schrittes darauf los. Es ſchien von dieſer Seite für die Gräfin Alles verloren zu ſein, denn der Mond glänzte eben in voller Reinheit des Himmels, und einmal auf die bedenkliche zur Flucht ſo geeignete Lage des Zimmers aufmerkſam gemacht zögerte Florentin wahrſcheinlich keinen Augenblick, den unſichern Gaſt anders zu beherbergen. Der vor-

dere Theil der Abtei, zwei Stockwerke hoch, war ganz zur Verfügung des Abtes und der Prieſter, da erſt der zweite viel größere Theil hinter dem erſten Hofe von den Nonnen bewohnt wurde. Die Abtei nämlich war von ihrem Urſprunge an einem unpopulär gewordenen Heiligen, des Namens Voluſianus, errichtet, und als ein Sitz für Männer begründet worden. Die heilige Genofeva, deren Kultus moderner, hatte ihn verdrängt, aber aus Rückſicht für das alte Herkommen war ein kleiner Stock geiſtlicher Herren in dieſem vorderen, älteren Hauſe an der Spitze der Abtei herrſchend geblieben, welche denn, je weniger ſie für das eigentliche Kloſter Geſchäft und Dienſt zu verrichten hatten, um ſo eifriger den Dingen der Welt im niedrigen und hohen Sinne ihre Aufmerkſamkeit zuwenden konnten. Florentin, die unpaſſende Lage des Zimmers bemerkend, wäre alſo nicht einen Augenblick um einen Wechſel verlegen geweſen, und es ſchien auch, als ob ihn bereits ſolch ein Gedanke beſchäftige, denn als er an dem offenen Fenſterflügel, den er mit einer Hand faßte, angekommen war, ſah er noch einmal mit einem prüfenden Blicke rückwärts,

maß das Zimmer mit den Augen von oben bis unten, und verweilte dann mit diesen Augen, welche der Gräfin feurig zu leuchten schienen, eine lange Weile auf dieser armen Frau, ehe er den Kopf nach dem Freien zu kehrte, um ihn langsam und vorsichtig hinaus zu strecken. Fürchtete er vielleicht, Françoise könne in Zorn und Verzweiflung ihn rücklings hinabstürzen in die Spalte zwischen Abtei und Ringmauer? Wenigstens fuhr er rasch wieder zurück in's Zimmer, als er eine heftige Bewegung derselben vernahm — was giebt es?

Man kommt den Kreuzgang herauf —

Die Thür öffnete sich wirklich, das Licht einer Blendlaterne fiel in's Zimmer, und beleuchtete die aufgeregte, blasse Gräfin und den Priester im violetten Gewande. Margot war's mit einer Dienerin vom Schlosse, welche ein Paket trug. Sie benahm sich ziemlich geschickt, indem sie den um das Paket sogleich besorgten Florentin mit lebhaften Vorwürfen antrat, daß er die von langer Reise und fortwährenden Aufregungen erschöpfte Gräfin keinen Augenblick in Ruhe lasse, und wie es scheine wohl auch noch länger,

ſogar in dem nothwendigen Wechſeln der Leibwäſche, welche das Mädchen herbeigetragen, ſtören wolle. Wäre Margot nur auch auf dem Schloſſe ebenſo geweſen! Aber ihr gutes Herz hatte ſie trotz wiederholten Abwehrens der verſchwiegenen Chimene ſchwatzhaft gemacht gegen die alte Gräfin. In beſter Abſicht allerdings, nämlich um die Gräfin zu ſofortiger Aufnahme ihrer Tochter im Schloſſe zu beſtimmen, da Françoiſe in der Abtei nicht beſtehn könne und verderben oder fliehn müſſe. Dieſe Abſicht aber hatte zur unmittelbaren Folge, daß die alte Gräfin argwöhniſch, und ſogleich veranlaßt wurde, ſelbſt Kenntniß zu nehmen von der Lage ihrer Tochter, und ob eine Flucht derſelben möglich ſei. Wie ſtarr und gleichgültig ſie ſich bisher über das Schickſal der Tochter gezeigt, ſie war nur inſofern gleichgültig, als ſie der Feſthaltung des entarteten Kindes in der Abtei verſichert ſein zu können glaubte, ſie war aber nicht darüber gleichgültig, daß der ohnedies erſchütterte Ruf ihres Kindes durch neue Flucht noch ärger betroffen werden könnte. Nicht für ihre Tochter, ſondern für den Ruf derſelben war ſie beſorgt, und Chimene, ſonſt über-

aus ſtill und zurückhaltend, hatte es umſonſt verſucht, nachdem Margot die alte Gräfin verlaſſen, ſie hatte es mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit umſonſt verſucht, die alte Dame von einem noch ſo ſpäten Hinabſteigen nach der Abtei abzuwenden. Die Lebhaftigkeit Chimenens hatte den Verdacht der alten Gräfin erhöht, ſie hatte gebieteriſch ihren Mantel gefordert, und Chimenen befohlen ſie zu begleiten.

Günſtiger ſchien es ſich mit dem gefährlichſten Gegner der Flucht zu geſtalten: Florentin, welcher ſeiner eingeſchüchterten Milchſchweſter wieder eine freundlichere Meinung von ſich beibringen wollte, ſtand ab von näherer Unterſuchung des Pakets, und verließ unter einigen gütigen Worten das Zimmer. Sein Augenmerk war nur auf eine mögliche Flucht durch das Fenſter gerichtet, und er ging alſo unverweilt zum Pförtner hinab, und ließ den Außenwächter der Abtei, welcher von Stunde zu Stunde in der Nacht die Runde um die Ringmauer zu machen hatte, herbeirufen. Nachdem er ihm eingeſchärft, dieſe Nacht vorzugsweiſe jenes Eckfenſter in Obacht zu nehmen, erinnerte er auch beiläufig den Pförtner, ſeines Am-

tes ſorgfältiger zu wachen, und nicht wieder, wie er gethan, zudringliche Seigneurs geradezu eindringen zu laſſen.

Sobald Florentin das Zimmer der Gräfin verlaſſen hatte, ſchickte Margot die Magd hinweg, und drängte Françoiſe, unverzüglich das Kleid anzulegen, welches ſie aus dem Pakete zum Vorſchein brachte. Es war das weite härene Gewand einer Laienſchweſter, und während Margot es der Gräfin überwarf, zuhäkelte und zuband, erklärte ſie ihr, daß ſie als Laienſchweſter Martha, bekannt in der Abtei als kundigſte Krankenwärterin, flugs mit ihr die Abtei verlaſſen werde, um, wie es heißen ſolle, der erkrankten Frau Gräfin von Foix Dienſtleiſtung zu bringen. So käme ſie hinaus, und bei der Waldecke an der Arriège warte Baptiſte mit drei Pferden — das dritte iſt für mich, mein Herzblatt, ſetzte ſie hinzu, denn ich verlaſſe Dich nicht eher wieder, als bis Du wieder glücklich biſt. Fürchte Dich nicht, in zehn Minuten iſt's abgemacht; gieb mir nur noch Dein Reitkleid, damit ich es in dies Tuch ſchlage, denn Du brauchſt es —

Leider verloren ſie einige Minuten Zeit, weil das dunkle Zimmer nur mit der Laterne durchſucht werden konnte, und ſie das Kleid nicht Augenblicks fanden. Endlich waren ſie ſo weit, und Françoiſe, ſchon an der Thür, wollte noch einmal zum Fenſter eilen, um Brion, den ſie noch an der Mauer vermuthete, mit zwei Worten zu unterrichten. Margot aber hielt ſie feſt, und zog ſie mit den Worten hinaus: der fremde Herr iſt nicht im Geheimniſſe, nur Baptiſte und ich ſind es, willſt Du ihn haben, ſo genügt ein Wort im Städtchen an ſeine Leute, daß er uns zu finden wiſſe. Wir haben die größte Eile, wenn wir nicht die Nacht verlieren wollen, es iſt nahe an zehn Uhr, um zehn Uhr wird das Thor des Städtchens geſchloſſen, und wir können dann nicht an die Arriège-Brücke, die Arriège iſt aber jetzt ſo groß und gefährlich, daß man ſie nirgend anderswo paſſiren kann.

Unter dieſen Worten waren ſie, die Thür hinter ſich angelweit offen laſſend, bis an die Treppe gekommen, wo der Kreuzgang des erſten Stocks endigte, und wo man hinabſtieg in den Kreuzgang des Erd-

geſchoſſes, deſſen eine Richtung geradeein auf die Wohnung des Pförtners führte. Françoiſe hielt Margot an der Treppe einen Augenblick feſt, um Athem zu ſchöpfen, Angſt und ſchneller Gang hatten ihr die Bruſt zugeſchnürt. Es war Alles ſtill ringsum; durch breite Bogen, welche von viereckigen Pfeilern getragen wurden, und den Kreuzgang nach dem Hofe öffneten, ſah man in den erſten Hof der Abtei hinab. Der Mond beſchien ihn klar, Niemand war zu ſehn. Da, als ſie eben hinabſteigen wollten, da hörten die Frauen hinter ſich, und ſie ſchraken zitternd zuſammen, ein Geräuſch, und den gellenden Namensruf der jungen Gräfin, der ſich in dem gewölbten Gange, in der todtenſtillen Nachtzeit und in ſolcher Lage entſetzlich durch die Luft verbreitete.

Jeſu Maria! rief Margot und ſah ſich um, während die Gräfin in die Kniee ſank, ohne das Haupt zu wenden. Gott ſteh uns bei! ſtöhnte plötzlich Margot, und fiel ebenfalls auf die Stufen nieder; ſie hatte keinen Menſchen geſehn, aber ein Rauſchen, ein näher kommendes, und eine dunkle Maſſe unter der Decke des Gewölbes bemerkt, und die für ſie übernatürliche Erſcheinung,

welche bereits nahe über ihrem Haupte war, warf sie zu Boden. Der Namensruf gellte plötzlich dicht an ihren Ohren, und Margot sprang auf, und griff in die Luft, „Abscheuliches Thier“ halb ärgerlich halb befriedigt ausrufend, „dummer Jacques, der uns die ganze Abtei aufrühren kann!“

Es war der Rabe, welcher wahrscheinlich durch das offene Fenster eingedrungen und durch die offene Thür ihnen nachgekommen war. Margot hatte ihn ergriffen, und hielt den mehrmals Knarrenden fest, damit er ohne großen Lärm hinausgebracht würde. „Vorwärts! Vorwärts, Francisca!“ rief sie, weiter schreitend.

Margot trug ihre Laterne verdeckt, und sie kamen ungehindert bis in die Mitte des unteren Kreuzganges, der wie der obere durch offene Bogen und Pfeiler vom Hofe geschieden wurde. Da inmitten des Ganges hörten sie Fußtritte von der Wohnung des Pförtners her kommen, und blieben unentschlossen stehn. „Zieh die Kapuze dicht in's Gesicht“, flüsterte Margot, „und sprich unter keiner Bedingung. Es ist uns Niemand gefährlich als Florentin und er wird

es nicht ſein. Still! Dies iſt ein raſcher Schritt, dies iſt Florentin's Schritt, er darf Dich nicht ſehn, er würde mir mißtraun — kaure Dich hier in den Schatten des Pfeilers" —

Als Françoiſe Dies that, machte Margot ihre Laterne zurecht, um Florentin damit zu blenden, ließ aber dabei Jacques außer Acht, und konnte es nicht verhindern, daß dieſer aufflog und ſein gewöhnliches „François! François" ſchrie, obenein um den Pfeiler herumfliegend, an welchem Françoiſe ſich verbarg. Margot, ihrem Sohne gegenüber von ſicherer Geiſtesgegenwart als vielleicht ſonſt, rief ihm entgegen, und ſtellte ſich ſo, daß ſie in der Entfernung von einigen Schritten vor Françoiſe gerade zwiſchen ihm und der Flüchtigen, dieſe decken könne: Biſt Du es Florentin?

Ja.

Mit Aufzähmung dieſes Beeſtes von Jacques haſt Du uns einen ewigen Schreckvogel aufgebürdet, eben iſt er oben zum größten Schreck Franciſca's in deren Zimmer durch's Fenſter gekommen geradezu in's Bett, in welches ich die arme Erſchöpfte gebracht hatte.

So Viel hatte ſie geſprochen, als Florentin inſo-

weit bei ihr war, daß sie der Deckung Francisca's halber sein Stehenbleiben wünschte, und deshalb ihm plötzlich den schmalen Schein der Laterne in's Gesicht fallen ließ, hinzusetzend: Ihr quält mir mein Kind ungebührlich, laßt ihm jetzt einige Tage Ruhe, damit es sich erhole.

Florentin wollte der Blendung ausweichen, und schritt deshalb weiter fort, aber Margot, mit ihm zurückgehend blieb ihm zur Seite bis er über Françoise hinaus war. Dann blieb sie stehn, und sandte ihm dem Weiterschreitenden noch eine Weile den Lichtschein nach, wohl wissend, daß dadurch ihre Nähe in stärkeres Dunkel gehüllt würde, und sich mit Scheltworten gegen Jacques den Anschein gebend, als bliebe sie deshalb stehn. Sobald Florentin im Dämmer des Ganges so weit war, um nicht mehr gesehn zu werden, schloß sie die Laterne und reichte Françoise die Hand, diese eilig fortziehend nach der Pförtnerei. Jacques flog zu ihrer Zufriedenheit schweigend. Unweit der Thür zum Pförtner flüsterte sie: Muth, Francisca, hier warte eine Minute, damit ich nicht in Deiner Gegenwart dem Pförtner die Er-

klärung zu geben brauche, und er keine Zeit hat, Dich zu betrachten und Argwohn zu schöpfen.

Françoise, die Richtigkeit dieser Maaßregel einsehend, blieb unter Zittern und Zagen zurück, denn an der Hand Margot's hatte sie viel größeren Muth. Diese aber trat gleich mit der mürrischen Frage beim Pförtner ein, ob denn die Martha noch nicht da sei? — Wozu Martha? — Mein Gott, unsrer alten Gräfin ist übel geworden von der heutigen Alteration — Wegen der Gräfin Francisca? — Freilich, und da hilft die Martha immer am Besten, ich begreife nicht, wo sie bleibt! Sie wollte doch gleich kommen, und ich hab' mich noch mit meinem Sohne im Kreuzgange aufgehalten — Die dumme Magd vom Schlosse hat mir ja kein Wort davon gesagt — Was weiß die Gans! Da endlich kommt Martha!

Margot eilte der eintretenden Françoise sogleich entgegen, und schritt an der dem Pförtner zugewendeten Seite neben ihr durch's Zimmmer.

Nun, sagte dieser, nach dem Riegel greifend, hat die Martha heute keinen Gruß für mich?

Laßt sie doch, sie ist erschreckt von der Krankheit, die sich übel anläßt —

Habt Ihr denn, sagte der Pförtner indem er sich zurückwendete nach der inneren Eintrittsthür und das Aufschieben des Riegels so lange verzögerte, habt Ihr denn noch Jemand hinter Euch, der an der Thür herumtappt und den Griff nicht finden kann?

Niemand mehr, mach nur auf! In diesem Augenblicke aber hörte man hinter der inneren Eintrittsthür den gellenden Ruf „François", und der Pförtner, nicht so vertraut damit, oder wenigstens im Augenblicke sich nicht darauf besinnend, lief hinweg vom Riegel, der noch immer nicht aufgezogen war, um erst zu sehn, wer noch von innen herein wolle. Margot war im höchsten Grade ungeduldig über die durch „das Beest", wie sie sich ausdrückte, verursachte Zögerung, konnte sie aber nicht abkürzen, da ein ausgeformter Drücker, den der Pförtner in der Hand trug, zur Beseitigung des Riegels nöthig war, und mußte denn mit der fortwährend abgewendeten, schwer geängstigten Gräfin, deren Schweigen am Ende

doch auffallen und zur Entdeckung führen konnte, in Geduld harren, bis der Pförtner all seine Verwunderung über den Raben, und sein Erstaunen über dessen ungewöhnlichen Besuch ausgeschüttet hatte. Dieser Zeitverlust wurde allerdings entscheidend, denn als der Pförtner nun endlich den Riegel hob, wurde eben auch von außen geklingelt, und so wie die Thür sich öffnete, standen Françoise und Margot der alten Gräfin von Foix und Chimenen auf der Schwelle gegenüber, und zwar bis zur letzten Möglichkeit des Gelingens nachtheilig für die junge Gräfin. Die Thür nämlich öffnete sich nach innen, Françoise und Margot hatten deshalb einige Schritte zurücktreten müssen, und es war somit auch für ein rasch entschlossenes Entrinnen der Weg verstellt. Françoise war auch, tief erschöpft von den immerwährenden Erschütterungen, weit entfernt von dieser Entschlossenheit: sie that entsetzt einige Schritte rückwärts, und ehe sie irgend einen Entschluß gefaßt war die Thür wieder verschlossen, denn der Pförtner, die krank genannte Gräfin erblickend erachtete theils den Besuch Martha's hiermit für erledigt, theils folgte er einer

Handbewegung der alten Gräfin, welche den Schluß der Thür zu befehlen schien.

Es folgte eine Pause, welche zuerst von der alten Gräfin gebrochen wurde, indem diese Margot zurief: Geh voraus mit Deiner Begleiterin! — Und dabei deutete sie auf die innere Eintrittsthür.

Hierbei allein, denn es waren diese Worte von dem verächtlichsten und hochmüthigsten Ausdrucke des steineren Antlitzes der alten Frau begleitet, schwoll der unglücklichen jungen Frau der Zorn einen Augenblick lang das Herz, und ihre Verkleidung außer Acht lassend, und sich hoch aufrichtend sagte sie mit starker Stimme: Oeffne, Pförtner!

Aber dieser, einigen Zusammenhang ahnend, und sich jedenfalls mit der sogenannten Martha betrogen sehend, machte keine Anstalt zum Oeffnen, und nach einer neuen aber kürzeren Pause sprach die Gräfin von Foix:

Scheint es rathsamer, Madame, Gegenstände der Schmach zu verhandeln in Gegenwart von Zeugen und in einer Pförtnerstube? — Und als Françoise

darauf ſchwieg, ſetzte jene hinzu: Gehorche, Margot, und führe uns, woher Du gekommen!

Während ſich dies ereignete, hatte Chabot de Brion — denn er war es ſelbſt, welcher die Rettungsflagge an die Tanne geheftet, und welcher auf die Mauer hinaufgeſtiegen war, um der Gräfin Flucht zu bewerkſtelligen — mit erſtaunlicher Geduld geharrt auf den günſtigen Augenblick. Florentin, den er bereits haßte, hatte ihn mit ſeinen Eroberungsplänen auf König Franz tief erbittert, denn wenn er auch ein Liebling des Königs und ſeinerſeits ein Verehrer des ritterlichen Königs war, ſo ging doch die Hingebung nicht ſo weit, daß er ihm die ſchöne Gräfin neidlos gegönnt hätte. Ja, es war ein romantiſcher Zug der Uneigennützigkeit in ſeiner Neigung, aber was dieſer Zug an Opfer fordern konnte, das mußte auf eine ſchöne Weiſe in Anſpruch genommen, nicht aber in den gewinnſüchtigen Kalkül eines Anderen eingerechnet werden. Dieſer offen ausgeſprochene Kalkül Florentin's

ergrimmte Brion dergeſtalt, daß es den Prieſter wahrſcheinlich das Leben gekoſtet hätte, wenn er, aus dem Fenſter ſpähend, dem zornigen Seigneur nahe gekommen wäre. Denn dieſer hatte das Schwert gezogen, als die Stimme Florentin's ſich dem Fenſter näherte, und die damals herzukommende Margot hatte ſomit ihrem Sohne das Leben gerettet. Als ſie mit Françoiſe allein war hörte Brion das Geflüſter fremder Stimme, und verhielt ſich ruhig, da er nicht mit Beſtimmtheit wiſſen konnte, es ſei dies die befreundete Margot. Sobald das Flüſtern aufhörte, rief er leiſe den Namen der Gräfin; es erfolgte keine Antwort, und es kam dem durch die lange Spannung aufgeregten Manne ein unerwarteter Schrecken: ein großer Vogel nämlich rauſchte mit ſchwerem Flügelſchlage dicht über ſeinem Haupte in das Zimmer hinein, und unmittelbar darauf drang der Name Françoiſ gellend an ſein Ohr. Brion war nicht beſonders abergläubiſch, aber er war nicht frei von dem Aberglauben ſeiner Zeit und aller Zeiten. Die Erſcheinung und der Name des Königs, der von Zeit zu Zeit aus dem tieferen Inneren der Abtei im-

mer wieder heraufdrang, erſchreckten und beſingen ihn ſo, daß eine lange Zeit verging, ehe er einen Entſchluß faſſen konnte. Endlich, da Alles ruhig blieb, rief er von Neuem leiſe den Namen der Gräfin, und rief ihn nach langer Pauſe wieder, da keine Antwort erfolgte, und entſchloß ſich am Ende jählings, in das Zimmer hinein zu ſteigen. In demſelben Augenblicke aber, da er es betrat, erſchienen die vier Frauen auf der Schwelle deſſelben, und das volle Licht von Margot's Laterne fiel auf den erſchreckten Seigneur. Françoiſe ſchrie entſetzt auf: Brion! und die alte Gräfin, welcher Name und Beziehung des Mannes wohl bekannt waren, erhielt damit einen nur zu gerechten Grund für geſteigerte Entrüſtung.

Zünde die Lichter an, Margot, ſagte ſie hierauf mit ſcheinbarer Ruhe. Schließe die Fenſter, und leuchte dieſem Herrn, der mit dem richtigen Wege nicht bekannt zu ſein ſcheint, zum Pförtner hinab!

Brion, das Zweideutige ſeiner Stellung ſchmerzhaft empfindend, und nicht in Zweifel darüber, daß die befehlende Dame die alte Gräfin von Foix ſelber ſei, fand nicht ſogleich eine Wendung, vermittelſt

welcher er die verdächtige Lage hätte aufklären können — romantiſche Neigung iſt arm an Ausflucht — und gab auch den Verſuch einer Entgegnung auf, als er ſah, daß Françoiſe ihm mit der Hand zu winken ſchien, er möge ſich ohne Weiteres entfernen. So ging er denn ohne ein Wort geſprochen zu haben mit Margot von dannen, und der Pförtner, ſchon überbeſchäftigt mit Ungewöhnlichkeiten, mußte nicht wenig erſtaunt ſein, einen Mann hinauszulaſſen, den er nicht herein gelaſſen hatte.

Die alte Gräfin aber begann ein Gericht, welches eine minder ehren- und tugendhafte Tochter denn Françoiſe ſchwerlich erduldet und ſicherlich zu glücklicherem Ausgange gewendet hätte als Françoiſe es vermochte. Denn dieſe unglückliche Frau richtete ſich ſelbſt nach feinerem, und deshalb ſtrengerem Geſetze als es dem Sinne ihrer Mutter geläufig war, und wäre deshalb ungeſchützt gegen Angriffe roher Gattung geweſen auch ohne die körperliche Ohnmacht, welche ſich ihrer in dieſem Augenblicke mit reißender Schnelligkeit bemächtigte. Was ſollte ſie erwidern, da ihr die Mutter mit ſchneidender Kälte ihr Leben

ſchilderte von dem Augenblicke an, als ſie nach luſtigem Leben lüſtern Schloß Chateaubriant verlaſſen habe hinter dem Rücken ihres Gemahls! Pfui über Dich, ſprach die alte Frau, und das magere gelbe Geſicht derſelben von ſcharfen Formen einſtiger regelmäßiger Schönheit zog ſich in all ſeinen Falten um einen faſt lippenloſen Mund verächtlich zuſammen, während die lange, trockene, ſchneeweiße Hand quer durch die Luft ſtrich, als ſtreife ſie alle Blätter herunter von einem Zweige, pfui über Dich herzloſe Mutter, die ihr Kind gleichgültigen Leuten überlaſſen konnte, um dem Kitzel ihrer Sinne nachzulaufen, die ihren Gemahl zu Spott und Hohn ausſtellen konnte vor einem leichtfertigen Hofe, die ihm frech die Stirn bieten konnte, als er, der die Ehebrecherin zu tödten berechtigt war, nur ihre Rückkehr zu Haus und Kind heiſchte, die, um den Preis ihres verworfenen Lebens nicht einzubüßen, kokett ſich entfernt von einem Könige, der keine Anſtalt macht, ſie mit äußerlichen Ehren zu bezahlen, pfui über Dich! Bis dahin hatteſt Du genug gethan, Dich des Namens Foix und Deiner Mutter unwürdig zu zeigen, genug um einer lan-

gen und ſchweren Büßung bedürftig zu ſein. Aber Dein entarteter Sinn vertrug noch mehr! Auch die letzte Hoffnung Deiner Mutter wußteſt Du zu täuſchen; als ich Dich hinweggewieſen hatte von der Schwelle Deines Vaterhauſes, und Deine Schritte hierher nach dem Hauſe Gottes gerichtet ſah, da hoffte ich, Du würdeſt wenigſtens die Kraft der Reue und Buße zeigen, welche meinem Kinde, das ich verloren, das aber doch mein geweſen, eigen ſein müſſe. Wie täuſchte ich mich! Der Galan niedrigeren Ranges, wahrſcheinlich der ächte Liebhaber neben dem hochgeſtellten — ich hätte mich ehedem geſchämt, Dergleichen nur denken zu müſſen von wildfremden zügelloſen Weibern, und muß es jetzt ausſprechen vor dem Weibe, das ich ſelber geboren! — der Galan folgte ihr ſchon auf dem Fuße, es war darauf abgeſehn, im Vaterhauſe das ſchamloſe Treiben fortzuſetzen, und da ſich dies verſchloß, und das Gotteshaus ſich nicht zugänglich erwieſen hatte, ſo verſucht ſie eiligſt zu entweichen, ehe noch dem Galan das Rendezvous abgeſagt worden iſt. Ueber Mauern und durch Fenſter kletternd, im Hauſe Gottes, in der erſten Nacht,

welche die reuig Geglaubte darin zubringen will, ſucht er ſie auf, die Verworfene! Ich ſelbſt, von Gott ſo hart geſtrafte Mutter, muß ihn überraſchen! Dies iſt Dein Leben, unſeliges Kind meiner Schmerzen, und wenn Du vor dieſem Spiegel zum Tode erſchrickſt, wie Dein Antlitz und Dein zitternder Leib zu verkünden ſcheinen, ſo werde ich Gott danken, daß er Dich und mich erlöſ't habe!

Damit wendete ſich die alte Gräfin von Foix zum Hinweggehn, und die Hand der bebenden Chimene ergreifend nahm ſie keine Kenntniß davon, daß Françoiſe mit einem Laute entſetzlichen Schmerzes zu Boden ſtürzte, und mit der Länge des Leibes aufſchlug auf den ſteinernen Eſtrich des Gemaches. Sie ſchien es auch nicht zu bemerken, daß Chimene ihre Hand zurückſtieß und im Zimmer blieb, ſondern ging hinaus und warf die Thür in's Schloß, daß es weithin ſchallte durch die Kreuzgänge der Abtei.

8.

Chabot de Brion hatte den folgenden Tag mit nur zu zweifelloſer Sicherheit erfahren, daß die Gräfin Chateaubriant lebensgefährlich erkrankt darnieder liege. Sie habe ſich im Fallen nicht nur ſchwer verletzt, ſondern ſie ſei auch von einem ſo furchtbaren Nervenfieber ergriffen, daß ſie von den raſendſten Phantaſieen gepeinigt fortwährend beſinnungslos und vom Tode oder einer Verſtandeszerrüttung bedroht ſei.

Margot erzählte ihm dies unter ſolchem Schluchzen, daß er an der Wahrheit nicht zweifeln konnte, ja ſie ſetzte von Seiten Florentin's hinzu, daß dieſer über die Liebloſigkeit der Gräfin von Foix tief entrüſtet, und nun ganz auf die Seite Françoiſens getreten ſei, Herr de Brion würde ihn heute ſogar verpflichten, wenn er ſich zu ihm in die Abtei bemühn

wolle, um für den freilich unwahrſcheinlichen Fall der Geneſung Françoiſens Rückſprache zu nehmen, und desfallſige Nachrichten für den König zu beſprechen. Chabot de Brion, ein noch unverdorbenes Herz, vergaß über Krankheit der Gräfin alles Uebrige, und eilte zu Florentin, dem es denn auch wirklich gelang, ſein Benehmen am Tage vorher leidlich zu rechtfertigen, beſonders dadurch daß er Brion zugeſtand, er ſehe ſich jetzt getäuſcht in ſeinen Vorſtellungen von Charakter und Lage der jungen Gräfin, und glaube nicht mehr, daß ein Zurückdrängen derſelben in die alten, ſo gefährlich für ſie ausgehenden Verhältniſſe rathſam und möglich ſei. Im Gegentheile ſchiene ihm für den Fall einer Geneſung unerläßlich, daß die Gräfin ſich nachdrucksvoll geſchützt ſähe gegen ihren Gemahl und gegen ihre Mutter, und wenn der König nach dem bevorſtehenden Tode der Königin Claude vom heiligen Vater eine Scheidung erlangen könne, ſo würde dies der unglücklichen Frau unfehlbar die ſicherſte Stütze zur Wiedererlangung der Geſundheit werden. Herr de Brion möge dies dem Könige vorſtellen, und ihn, der als Prieſter bis jetzt

ſtreng und vorſichtig habe handeln müſſen, Seiner Majeſtät als einen Mann empfehlen, der nun nach ſo heftigen Anzeichen bereit ſei, die Gräfin von einer ihr ſo gefährlichen Vergangenheit löſen zu helfen. Er ſei zu dieſem Ende bereit, Herrn Brion allwöchentlich genaue Nachricht vom Zuſtande der Gräfin zukommen zu laſſen, und, falls ſich dieſer beſſere, Verhaltungswinke vom Könige und Herrn Brion entgegen zu nehmen.

Chabot de Brion, jung und gut genug, um uneigennützig zu ſein, faßte nur in's Auge, daß der Gräfin alle mögliche Hilfe bereitet werden müſſe, und bat nur, die Unglückliche vor ſeiner Abreiſe nach Paris noch einmal ſehen zu dürfen. Obwohl dies Florentin nicht wünſchenswerth ſchien, ſo verweigerte er es doch nicht, und führte ihn, nachdem Margot über die Thunlichkeit des Eintrittes befragt worden, in das Zimmer, deſſen verhängnißvolles Fenſter jetzt verhüllt war, und in deſſen dunkelſtem Winkel jetzt die vor Kurzem noch ſo ſchöne Frau durch Röthe und Krampf entſtellt und der Beſinnung unmächtig auf dem Bette lag. Chimene ſaß neben ihrem

Haupte, Margot, verweinten Antlitzes, ſtand neben dem Lager, und ſah angſtvoll in das Geſicht der nun wirklich herzugerufenen Martha, ob Hoffnung vorhanden und was anzuwenden ſei gegen die hitzige Krankheit.

Brion litt große Pein: die Gräfin, obwohl die Augen offen haltend, erkannte Niemand, und ſprach nur von François, ihrem herrlichen Könige, ihrem geliebten Herrn — traurig ritt er noch ſelbigen Tages gen Paris. Ein wilder Schneeſturm flog durch das Thal der Arriège, als er auf jener Höhe angekommen war, von welcher die Gräfin und Baptiſte die Schluchten und Berge von Foix betrachtet hatten. Vom St. Sauveur herab rauſchte der Winterſchnee wie ein Leichentuch über das hohe, gethürmte Schloß, über die tiefe Abtei und das dunkle Städtchen.

Baptiſte war bei ihm, und hielt auf dieſer Höhe ſein Roß an, um noch einmal zurückzuſchauen. Der Schnee fiel ſo dicht, daß er bald den forteilenden Seigneur und deſſen Geleite nicht mehr ſah, die winterliche Einſamkeit übermannte ihn, er wendete ſein Roß zurück, hinab nach Foix, um dort in eine

Schmiedewerkstatt einzutreten, und das Schicksal seiner Herrin abzuwarten.

Es war in damaliger Zeit, welche noch eines ausgebildeten Postwesens ermangelte, besonders unter den höher gestellten oder berufenen Ordens-Geistlichen ein systematischer Verkehr im Gange, welcher ihnen ein gewisses Uebergewicht selbst über den mächtigen Adel verlieh. Dieser unterhielt wohl mit Leichtigkeit eine rege Mittheilung in der Provinz, aber diese auch nur bei außerordentlicher und wichtiger Gelegenheit, während der geistliche Stand durch die wandernden Mönche, durch die Wallfahrer und durch ähnliche Verbindungsmittel, welche unter den zu höherer Leitung berufenen Klerikern ganz systematisch geordnet waren, in regelmäßigem Verkehr stand mit der ganzen christlichen Welt. Auf diese Weise hatte Florentin früher allwöchentlich Nachricht von der jungen Gräfin gehabt, um dann der alten Gräfin mitzutheilen, was er für dienlich erachtete, und auf diese Weise unterrich-

tete er jetzt allwöchentlich Herrn de Brion über die Entwickelung und den Gang der Krankheit, über das was sie äußerte, und über das, was er erwartete. Nachdem er wochenlang die Phantasieen Françoisens angehört, schien ihm de Brion nicht mehr gefährlich, und er war auch unbesorgt, daß Brion dem Könige nicht Alles mittheilen könne, theils weil das Verhältniß wie es eben lag und stand unverfänglich war auch für die still einhergehende Nebenbuhlerschaft Brions, theils weil er noch auf anderen Wegen den König benachrichtigen und bearbeiten ließ. Die Geistlichkeit mißtraute Guillaume Budé, welcher den Unterricht der höheren Wissenschaften leitete, so weit dieser vom Klerus nicht unmittelbar abhängig war, aber sie hielt sich eben deshalb in um so lebhafterer Verbindung mit ihm, mit kirchlicher Klugheit schließend, daß der Feind der gefährlichste sei, von dem man nichts wisse, und mit dem man nicht verkehre. Deshalb erhielt Budé, wenn auch nicht direkt von Florentin, ebenfalls zum Oefteren Nachricht über die Gräfin Chateaubriant; denn Florentin wußte, daß dieser gutmüthige Gelehrte ein einflußreicher Vermittler sei zwischen

König Franz und Françoise. Florentin, längſt darüber mit ſich einig, daß er beim Empfange Francisca's eine Thorheit begangen und dieſe um jeden Preis durch Wiedergewinn ihres Zutrauens auszulöſchen habe, Florentin brachte in dieſen Wintermonaten, während das Werkzeug ſeiner Pläne zwiſchen Tod und Leben ſchwebte, die Angelegenheit in Paris ſo weit zur Reife, daß ihm eine hohe Beförderung in Paris ſelbſt gewiß war, wenn er dieſe Dame zur Macht am Hofe bringe, und für ſeinen ferneren Einfluß auf ſie haften könne. Man nahm dabei wenig Notiz von ihrer Neigung zu philoſophiſchen Religionsgeſprächen, weil man eben durch den vorausgeſetzten Einfluß Florentin's, der in Paris ihr Beichtvater werden konnte, Dergleichen geſichert wußte, und weil man jedenfalls durch eine geiſtreiche, neben dem Könige waltende Dame die bereits entſchieden ausgebildete reformatoriſche Richtung der Herzogin von Alençon vom Könige abhalten wollte. Ob der etwas chimäriſch klingende Plan, ſie zur Gemahlin des Königs zu erheben, ernſthaft aufzunehmen und zu fördern ſei, das ließ man vor der Hand auf ſich beruhn,

und das mußte natürlich davon abhängen, wie eifrig oder nicht die erhobene Dame ſich der beſtehenden Kirche erweiſen werde.

Während ſo in der Stille über ſie verfügt wurde lag die Gräfin zwei Monate lang in einem hitzigen Fieber, deſſen Ausgang nicht abzuſehen war, und welches mitunter ſo heftige Paroxismen mit ſich führte, daß die Vernichtung des Lebens zu befürchten ſtand. Aber die Politik rechnet auf Leben, wenn ihr Leben einträglicher ſcheint, und die Politik gewann ihr Spiel: die Jugendkraft der Gräfin überdauerte den Angriff der Krankheit. Als die Sonne wieder ihre erſten warmen Strahlen auf die Südweſtſeite der Abtei warf, und die ringsum ſteilen Höhen wieder ſo weit erſtiegen hatte, um ihren breiten Glanz unten auf die Wieſe vor Françoiſen's Fenſter zu werfen, ja bis in's Zimmer ſelbſt, bis an's Bett der dem Leben wieder Gewonnenen zu kommen, da wurde die Seele der Geneſenden wieder lebendig, und ſie begann geordnet zu ſprechen, und ſah ſich um nach ihrer Umgebung. Der Anblick Chimenens, die ununterbrochen bei ihr geblieben war, ſchien ſie unangenehm

zu berühren. Wachte denn der Verdacht wieder mit ihr auf, dies unschuldige Kind habe damals das Geheimniß der Flucht verrathen, und die Mutter herabgeführt vom Schlosse? Hatte die Erwachende denn überhaupt nach so verwüstender Krankheit, welche das Gedächtniß für die letzte Lebensepoche zu schwächen pflegt, eine deutliche Rückerinnerung? Sie hatte diese nicht, aber auf überraschende Weise war Alles, was sie in den letzten Tagen vor ihrer Krankheit erlebt, thätig in ihr gewesen, unerwartete Neigungen und Abneigungen in ihr zu begründen. Es war als ob alles, was ihr vor der Krankheit begegnet, Samenkorn geworden und ohne Zuthun während der Unbewußtheit des Geistes aufgewachsen sei, ein wunderbar Beispiel, wie der menschliche Organismus, der auch während unsrer Gedankenlosigkeit geistig arbeitet, und dessen Thätigkeit während unsers Schlafes von Niemand bezweifelt wird, selbst während einer scheinbar alle Seelenwelt vernichtenden Krankheit gearbeitet, gefördert, gebildet und ausgebildet hatte. Und zwar mußte er von den feinsten Spitzen des Eindrucks ausgegangen sein, denn die Resultate wichen ab von dem,

was man hätte erwarten dürfen. Françoiſe hatte vor der Krankheit mit keinem Worte ausgedrückt, daß ſie Chimenen mißtraue, und doch war ein Verhältniß ſcheuen Mißtrauens in ihr aufgewachſen; Françoiſe hatte ferner die deutlichſten Beweiſe des Abſcheu's vor Florentin an den Tag gelegt, und doch war jetzt ein Wohlwollen zärtlicher Art für dieſen bedenklichen Menſchen in ihr vorhanden, ſie war in kindlicher Scheu und ergebener Furcht vor ihrer Mutter zuſammengeſtürzt, und erwachte jetzt mit einer ſo eiſigen Gleichgültigkeit gegen dieſelbe, daß ſie mit keinem Worte nach ihr fragte, und daß ſie, da nach Verlauf von Wochen der Mutter erwähnt wurde, theilnahmlos zuhörte, als ſei von einer wildfremden Perſon die Rede. Noch mehr: ſie fragte mit vollſtändiger Unbefangenheit nach dem Könige, und wie er ſeinen Antheil ausgedrückt habe an ihrer gefährlichen Krankheit, ja ob er nicht einmal da geweſen ſei, um ſelbſt nach ihr zu ſehen.

Florentin war entzückt. Er hatte ſich darauf gefaßt gemacht, es würde der feinſten Ueberredungskünſte bedürfen, die Gräfin wieder in dieſe Bahn zu lenken, beſonders nach einer ſo erſchöpfenden Krankheit, nach

welcher die Sinne, ein so gewaltiges Hilfsmittel für moralische Hingebung, schweigen würden. Mit Erstaunen sah er, daß ein schmachtender Zug allem Andern voraus diesen noch schwachen, schönen Körper beherrsche, und daß nach den ersten Spaziergängen auf die sonnige Wiese hinab an warmen, alles Leben aufweckenden Märztagen dieser schmachtende Zug alle Pulse des rasch wieder aufblühenden Weibes erfülle. Sie erschien ihm wie eine Braut, die alle Freuden der Liebe ahne, und die in bräutlichem Stolze diese Ahnungen gar nicht zu verhüllen trachte! Er hatte Mühe, sich zurecht zu finden! Und doch war ihm Eins deutlich genug: diese aufblühenden Wangen, diese meist gesenkten und dann so tief aufglühenden dunkeln Augen, dieser oft leise geöffnete Mund, der sich täglich höher röthete über den kleinen frisch glänzenden Zähnen, dieser Schmelz, der auf Schultern und Arme wiederkehrte, alles das war so wenig als früher ihm, dem sie jetzt freundlich lächelte, auch nur einen Augenblick zugedacht, es blühte eben darum so rasch wieder auf, weil es einer entschiedenen Neigung entgegenblühte wie einer aufgehenden Sonne. Deshalb

hütete er sich auch wohl, seine eigne sinnliche Freude nur im Mindesten wahrnehmen zu lassen, er hielt sich für hinreichend gewarnt, um noch einmal einer Wallung zu Liebe Alles auf's Spiel zu setzen. Ein Mönch nach dem andern trug dagegen die zuversichtlichsten Nachrichten nach Paris, ja er sah sich bald auf dem Punkte, der so wunderbar plötzlich entschiedenen Francisca Vorsicht und Zögerung anzuempfehlen. Denn mit tiefer Geringschätzung wies diese jedes schüchterne Wort Chimenens zurück, welche zuweilen Besorgnisse äußerte, und Furcht ausdrückte vor hohen, herausfordernden Stellungen im Leben. Die Gräfin war wie entrückt aller irdischen Rücksicht, und ging in den Plänen bald viel weiter als Florentin für gut hielt. Diesem war es sehr darum zu thun, nur unter wohlverbrieften Bedingungen in dieser Sache vorzuschreiten, und je rücksichtsloser die Gräfin die Zukunft hingab, desto vorsichtiger äußerte er sich nun in den Briefen nach Paris, desto bestimmter drang er nun darauf, daß genau verzeichnet werde, wozu der König sich verpflichte für den übeln Fall, daß eine Erhebung Francisca's zur Gemahlin unübersteigliche

Schwierigkeiten finde, und daß eine solche Schrift als unumstößlich gültiger Kontrakt vom Könige unterschrieben und zur Aufbewahrung im Archive der Genofeven-Abtei ihm eingehändigt werde.

Sie lächelte, wenn er ihr nur annähernd davon erzählte, denn er hatte gar nicht den Muth, so verwirrte sie ihn mit ihrer Anschauungsweise, ihr etwas Bestimmtes und Genaueres darüber mitzutheilen. Und doch wußte er genau, daß eine solche Sicherung für ihre Zukunft unerläßlich sei, und es versicherten ihn seine Korrespondenten in Paris, des Lebens und der menschlichen Charaktere tief kundige Kleriker, daß mit dem Könige Franz ein fest verbrieftes Abkommen durchaus nöthig bleibe. Von Tage zu Tage nämlich zeigte sich immer deutlicher, daß der leichtsinnige Wechsel, die gedankenlose Vergeßlichkeit eine Grund-Eigenschaft dieses Königs, nicht bloß eine Eigenschaft seiner Jugend sei. Er hat viel Gutes in und an sich, hieß es immer wieder, aber er hat keine Treue. Deshalb beharrte Florentin auf der Forderung eines festen Kontraktes, und nahm sich vor, Françoise nichts davon wissen zu lassen.

So ſtanden die Sachen in der Mitte des Monats März, und Florentin ſchickte diesmal, denn die Frucht ſchien ihm nun völliger Reife nahe, einen Reitenden an Chabot de Brion mit den beſtimmteſten Forderungen und der beſtimmten Verſicherung, die Gräfin Chateaubriant werde jetzt unzweifelhaft dem Könige folgen, wenn er ſie einholen wolle wie ſeine Geliebte und Braut. Letzteres war Florentin von großer Wichtigkeit: es war nicht zu berechnen, wie lange noch Françoiſe mit dem Aufenthalte in der Abtei ſich begnügen werde, ſie fragte täglich, ob König Franz nicht bald komme, und es wäre ihm ſehr mißlich geweſen, ſie noch einmal gegen ihren Willen zurück zu halten. Doch hätte er um keinen Preis geſchehn laſſen mögen, was gewiß in Kurzem geſchehn wäre: daß ſie ſich allein nach Paris begeben hätte. Als ſchlauer Handelsmann wußte er, wie ſehr dadurch ihre anſpruchsvolle Stellung erniedrigt worden wäre.

Um Brion's aufrichtige Vermittelung blieb er unbeſorgt: eine ſo einfache romantiſche Neigung war leicht auszurechnen in ihren Wendungen. Sie traf zuſammen mit Brion's Hingebung für den König und

mit der Hoffnungslosigkeit in Betreff Françoisens. Florentin war geübt genug, dem jungen Seigneur überzeugend darzustellen, daß der Gräfin Liebe zu König Franz über alle Vorstellung und Schranken gehe, nur in Erfüllung dieser Liebe habe er Aussicht, die Gräfin jemals wieder zu sehn, und nur jenseits der Erfüllung dieser Liebe habe er Seitens der Gräfin eine freundliche Beachtung seiner eignen Anhänglichkeit zu erwarten.

Chabot de Brion benahm sich denn auch, wie Florentin erwartet: er hatte keinen ausgebildeten Plan, als ihn der König nach Fontainebleau rufen ließ und zum ersten Male wieder dringend um die Gräfin befragte, aber er liebte den König, er wollte Françoisens Glück, er war noch ziemlich unverdorben und wahr, die Fragen des Königs selbst rissen ihn fort, er sagte die Wahrheit, und wirkte damit um so tiefer auf den König, je zögernder und unwillkührlicher er sie sagte, je mehr er selbst erschrak vor den lichterloh ausbrechenden Flammen der königlichen Passion.

In der Abtei trieben unterdessen Françoisens entschiedene Hingebung an ihr Ideal und eine Woche

ſpäter zwei Ereigniſſe das Verhältniß nach dem nämlichen Ziele: ein reitender Bote brachte nämlich einerſeits einen Brief an die Gräfin Chateaubriant, und die alte Gräfin von Foix andrerſeits folgte zum erſten Male einer überwältigenden mütterlichen Regung, und ſtieg von ihrem Schloſſe hinab zur Abtei, um ihre Tochter wiederzuſehn.

Es war ein lieblicher Vormittag, die Luft wehte warm von einem leicht bedeckten Himmel, den die durchſchimmernde Sonne jeden Augenblick durchbrechen zu wollen ſchien; vom St. Sauveur herab rauſchten die Waſſer geſchmolzenen Schnees in zahlreichen Kaskaden. Gräfin Françoiſe in leichtem weißen Kleide ſaß am offenen Fenſter, und ſah nach der Wieſe hinab, auf welche einige Rehe herausgetreten waren, die erſten Grasſpitzen des Frühlings aufzuſuchen. Da ward ihr durch Margot ein Brief überreicht. Er lautete folgendermaaßen:

„Es iſt eine Bitte der Verzweiflung, Madame, die ſich hiermit an Sie wendet. Sie allein in ganz Frankreich können uns helfen, denn auf Ihr Fürwort allein wird der König uns erhören. Mein

Vater, Johann von Poitiers, Graf von St. Vallier iſt unſeligerweiſe in den Aufſtand des Connetable von Bourbon verwickelt worden, und der harte Kanzler Duprat hat ihm ein Todesurtheil ſprechen laſſen. Alle Bitten meines Gemahls, meiner Verwandten und zahlreicher Pairs des Reichs ſind abgeprallt an dem ehernen Willen des Königs, er verweigert den Gnadenſpruch, er will meinen Vater hinrichten laſſen, meinen Vater! Denken Sie meine Qual, meine Verzweiflung. Die Herzogin von Angoulême hat mein Flehen zurückgewieſen, die Herzogin von Alençon hat umſonſt ihren Bruder gebeten, es giebt keinen Menſchen in Frankreich, der uns retten könnte als Sie, denn der König liebt nur Sie. Retten Sie uns, ſolche That der Barmherzigkeit wird Ihre Liebe ſegnen.

Diana de Brezé."

Und Françoiſe ſchrieb auf der Stelle zwei Zeilen an den König, er möge einer liebenden Tochter den Vater ſchenken, und ſchrieb dieſer Tochter, ſie möge dieſe Zeilen dem Könige überreichen. Eben war ſie damit fertig, und hatte Margot die zuſammen gefal-

teten Papiere für den Boten gegeben, als die Thür aufging, und die Gräfin von Foix mit Chimenen eintrat. Françoiſe, einen Augenblick von übler Erinnerung und von dem Gedanken erregt, daß die Mutter, die harte Urſache ihrer Krankheit, nicht ein einziges Mal zu ihrem Schmerzenslager gekommen ſei, im nächſten Augenblicke aber von einem Reſte kindlicher Neigung und von dem Strome der Stimmung, welchen der Brief über ſie gebracht, überwältigt, ging ihr entgegen, hielt ihr die Hand hin, und ſprach: Du willſt Dich mit mir verſöhnen, Mutter, und ich danke Dir dafür!

Solche Worte aus dem Selbſtgefühl eines Glücks entſprungen, welches alle Frage und Unterſuchung ſtolz hinter ſich geworfen, waren nur geeignet, die ſanftere Regung der alten Gräfin auf der Stelle wieder zu vernichten. Indeſſen blieb ſie doch der wohlwollenden Abſicht ihres Beſuches noch ſo weit eingedenk, daß ſie nur erwiderte: „Dich verſöhnen? Eine Mutter vergiebt, wenn ſie ihr verirrtes Kind beſtraft ſieht.“

Was haſt Du mir zu vergeben?

„Françoiſe!“

Du haſt mich mit liebloſen Worten an den Boden und in ſchwere Krankheit geworfen —

„Dein Gewiſſen hat Dich dahin geworfen!“

Mein Gewiſſen? Ja, es war verwirrt, weil alle Welt ſo heftig und ſo verſchieden in mich hinein ſprach. Jetzt iſt es ruhig; laſſen wir die Vergangenheit abgethan ſein.

„Wohl Dir, wenn Dir die Prüfung ſo wohl gediehen iſt, ich hoffe, Du wirſt nun auch thatſächlich Dein Leben in's alte Gleis der Ordnung bringen; ich habe einen reitenden Boten unten gehört, der die Sprache des Nordens redet; ich freue mich, wenn er vom Schloß Chateaubriant kommt, und Du im Begriff ſteheſt, Verzeihung Deines Gemahls und Frieden mit ihm zu erhalten.“

Er kommt nicht vom Schloſſe Chateaubriant, und ich habe nicht die Verzeihung eines Mannes zu ſuchen, der mich gemißhandelt hat, und den ich nicht liebe —

„Françoiſe!“

Der Bote kommt aus der Normandie vom Schloſſe

des Seneſchal de Brezé, deſſen Tochter mein Fürwort beim Könige für ihren zum Tode verurtheilten Vater in Anſpruch nimmt.

„Was haſt Du mit dem Könige zu thun?“

Ich habe ihn gebeten, der unglücklichen Tochter das Leben des Vaters zu ſchenken —

„Was haſt Du mit dem Könige zu thun?“

Ich liebe den König, und der König liebt mich.

„Iſt das — Deine Beſſerung?“

Ich befinde mich wohl.

„Du biſt von Sinnen! Die entfernteſte Berührung mußt Du vermeiden, den Namen nicht mehr ausſprechen, Deinen Namen nicht mehr vor ihm ausſprechen laſſen, wenn Du geneſen willſt!“

Ich bin nicht krank, Mutter!

„Schweig, Du redeſt und handelſt kindiſch, und es that Noth, daß ich herabſtieg, um für Dich zu handeln. Heute noch kannſt Du in's Schloß hinaufziehn, damit ich ſichrer für Dich ſorgen kann — hat der Bote ſchon Antwort?“

Er hat Antwort.

„Eile hinunter, Chimene, und fordre sie zurück, ich werde Antwort schreiben!"

Nicht doch, der Brief war an mich, und von mir wird die Antwort erwartet.

„Eile Chimene, eh' es zu spät wird, Deine Antwort ist thöricht! Es ist zu antworten, daß die Gräfin Chateaubriant mit dem Könige von Frankreich nichts zu schaffen habe und nichts zu schaffen haben wolle" —

Das wäre die Unwahrheit, Mutter — bleibt, Fräulein von Infantado!

„Die Unwahrheit?!"

Ich habe Dir ja gesagt, daß ich den König liebe und daß er mich liebt —

„Sprich solche frevelnde Worte nicht mit so herausfordernder Gleichgültigkeit, wenn Du denn noch nicht das Schamgefühl hast, sie zu verbergen. Wenigstens ist die Zeit vorüber, daß solche verbrecherische Neigung durch Worte oder Verkehr genährt werde —"

Sie ist nicht verbrecherisch diese Neigung, und sie wird im Gegentheile jetzt erst offen —

„Nicht mehr verbrecherisch? Ist die Königin begraben? Graf Chateaubriant todt?“

Für mich ist er todt. Du verstehst mich nicht, Mutter, sprechen wir von andern Dingen.

„Wehe Dir, wenn Du bei Sinnen bist, und ich Dich verstehe! Wehe Dir, wenn —“

Hier wurde die alte Gräfin unterbrochen durch ihren Haushofmeister Guernard, welcher eintrat und berichtete: Es sei eine unmittelbare Gesandtschaft des Königs von Frankreich im Schlosse von Foix angekommen, und wünsche der Gräfin von Foix vorgestellt zu werden. — Die alte Gräfin — ihrer Tochter, wie sie glaubte, auch später noch sicher — wendete sich nach der Thür, und man sah in diesem durch Rede und Plan zum ersten Male belebten bleichen Antlitze eine Abfertigung der königlichen Gesandtschaft aufsteigen, wie sie Bonnivet sicher nicht erwartet hatte. Bonnivet nämlich stand an der Spitze jener Gesandtschaft. Ehe die alte Dame indeß bis auf den Kreuzgang hinaus kam, trat schon wieder eine neue Botschaft in's Zimmer, und zwar gebracht durch Florentin selber: Ein Abgesandter des Königs von Frank-

reich bitte um Gehör bei der Frau Gräfin Françoise von Chateaubriant —

Er werde abgewiesen auf der Stelle! rief die Gräfin von Foix, an der Thür sich umwendend — und ich begreife Euch nicht, Priester Florentin, daß Ihr da noch ein Ankündigen erhebt, wo nur —

In einer Viertelstunde, Frau Gräfin von Foix, werd' ich auf Schloß Foix Euch meine Rechtfertigung vorlegen; handelt nicht eilig mit der Gesandtschaft des Königs, denn Euer Sohn Lautrec, der eben an mich geschrieben, bittet Euch dringend, dem Könige dankbaren und freundlichen Sinn zu zeigen, wie ihm der König seit Monaten einen freundlichen Sinn zeige, obwohl er ihm das schönste Heer und schönste Land nicht ohne Schuld verloren.

Mein Sohn Lautrec möge sorgen, daß er keiner Gunst mehr bedürfe — ich erwarte, Priester, daß Du hier die Thüren schließest, und mir auf dem Fuße folgest.

Dies sagend schritt sie den Kreuzgang hinauf, und sah mit Erstaunen, daß dieser Vorderhof der Abtei von den Klosterknechten geschmückt wurde, als bereite

ſich eins der großen Kirchenfeſte vor. Schwere Teppiche hingen bereits von den Gallerieen der Kreuzgänge, mit Baumzweigen wurde der Boden belegt, das große Eingangsthor war geöffnet, und von ihm aus über den erſten Hof bis zur marmornen Freitreppe, welche nach dem Kapitelſaale der Abtei im Mittelgebäude führte, und die Freitreppe ſelbſt hinauf lag ein Fußteppich, als ob der Erzbiſchof erwartet würde. Ja hinter den großen Fenſterthüren des Kapitelſaales, welche auf die Freitreppe und den Vorderhof gingen, glaubte ſie den Abt ſelbſt in großem Ornate einherſchreiten zu ſehn mit einem weltlich gekleideten Manne, den ſie nicht erkennen konnte hinter dem vorſchreitenden ſtattlichen Leibe des Abtes. Es befiel die alte tapfre Frau eine ihr ungewöhnliche Angſt, die Angſt des Alters, die Angſt der Unzulänglichkeit für geheimnißvolle Angriffe, welche undeutlich, unkenntlich für altersſchwache Kräfte von allen Seiten auf ſie eindrängen; ſie hatte keine klare Vorſtellung von dem was drohte, ſie empfand nur bis in's Innerſte die Drohung, und ſie war zu ſtolz und zu eilig, um bei Nebenperſonen nach den Urſachen ſolcher

Vorbereitung zu fragen. Ein Vorgefühl ſagte ihr, als Herrin des Landes werde ſie auf ihrem Schloſſe den officiellen Zuſammenhang erfahren, und als Herrin befehlend darüber entſcheiden müſſen.

Aber auch Florentin fühlte ſich gedrängt und übereilt, und zwar durch die Gräfin von Foix, von welcher er ſtörenden Einſpruch befürchtete in das, was ſich vorbereitete, einen Einſpruch, den er beſchwichtigen zu können hoffte durch perſönliche Ueberredung. Deshalb ſprach er nur mit halben und eiligen Worten zu Françoiſe: daß des Königs Vollmacht eingetroffen ſei, und daß ſie die kontraktliche Form derſelben ohne beſondere Prüfung hinnehmen dürfe, weil er ſelbſt den Inhalt genau vorher erwogen und ausbedungen habe. Françoiſe verſtand nichts von alle dem, als daß der König ſende, und daß die Vollendung ihres Schickſals nahe ſei. Florentin, der ein liebendes Weib am Ende doch nur nach gemeinen Verhältniſſen berechnete, weil ſein Herz oder ſeine Erfahrung nichts Höheres kannte, Florentin konnte nicht vorausſehn, daß er all ſeine Vorſorge und all ſeine Eroberung für das weltliche Wohlergehn Françoiſens

auf's Spiel ſetze, wenn er nicht zugegen und thätig oder im Nothfalle hinderlich ſei bei Ueberreichung des ſo mühſam vorbereiteten Kontrakts. Er hielt ſich alſo nicht auf, ſondern eilte nach dem Schloſſe, wo er ſeine Nähe für die ſtörrige alte Dame nöthiger glaubte. So verließ er Françoiſe in dem Augenblicke, da der Abt bei ihr eintrat, um ſie abzuholen nach dem Kapitelſaale. Denn dort ſollte ihr die Botſchaft des Königs überreicht werden.

Chabot de Brion und einige Ritter des Königs harrten ihrer dort, und der erſtere, dem eine leichte Melancholie Auge und Stirn zu verſchleiern ſchien, näherte ſich ihr unter ehrerbietigeren Formen, als dies früher geſchehen war, und entledigte ſich unter einer gewiſſen Feierlichkeit des Auftrages, mit welchem ihn der König betraut habe. Es hielt die Rede, welche er vortrug, und welche genau vorgeſchrieben zu ſein ſchien, mit großer Feinheit die Mitte zwiſchen einer formellen Brautwerbung und einer ſchmeichelhaften Einladung, an's Hoflager des Königs zurückzukehren, des Königs — und dies war unumwunden ausgeſprochen — der ſie liebe, und der ihr die Ehren zu

erweiſen wünſche, welche ſein Herz und ihr hoher Werth ihn drängten, der Dame ſeines Herzens und der ſchönſten wie begabteſten Frau des Königreichs zu erweiſen. Dies Dokument — ſetzte er hinzu, indem er ihr eine zuſammengefaltete Schrift überreichte — ſichert Euch, gnädigſte Frau, die Zukunft auch für den unwahrſcheinlichen Fall, daß weltliche oder kirchliche Hinderniſſe ſich unüberſteiglich zeigen ſollten.

Françoiſe entfaltete das Papier und las. Eine hohe Röthe ſtieg auf ihr Antlitz, und als ſie kaum die Hälfte der Schrift durchflogen, ſah ſie davon auf, und rief:

Wer hat die Schrift verfaßt?

Eure beſten Freunde, erwiderte haſtig der Abt, der die ſichtbare Unzufriedenheit der Dame einer Urſache zuſchrieb, welche der wirklichen Urſache ganz entgegengeſetzt war — und Ihr mögt ſicher ſein, daß alle möglichen Wechſelfälle der irdiſchen Welt und Gunſt darin zu Eurem Vortheile reiflich vorgeſehn und bedacht ſind.

Dann bin ich ſehr zu beklagen, daß meine beſten Freunde ſo unwürdig für mich geſorgt. Aber ich

habe Gott sei Dank einen Freund, der alle überragt: es ist der König; zwischen ihm und mir bedarf's keines Vertrags über die Sorgen meiner sonstigen Freunde, und ich genieße bereits einer Gunst und eines Vortheils, die keines Vertrags bedarf: ich liebe den König!

Bei diesen Worten faßte sie das Dokument mit beiden Händen, und ehe der Abt, dessen schweres Verständniß nicht zeitig genug den Ausgang vorhersah, ihr mit einem Schreckensrufe in den Arm fallen konnte, hatte sie die Schrift zerrissen.

In diesem entscheidenden Augenblicke wurde aber auch alle Aufmerksamkeit von außen her in Anspruch genommen: die Glocken der Abtei erklangen mit einem Male allesammt, und ein volles Trompetengeschmetter drang durch den Haupteingang der Abtei, einem gewölbten Thore, welches den geöffneten Glasthüren des Kapitelsaales gerade gegenüber lag. Alle Blicke richteten sich dahin, und man sah eine Schaar Trabanten in den Hof einreiten, welche auf hohen Pferden die Trompeten bliesen, daß es in dem von offenen Kreuzgängen eingeschlossenen Hofe schallte wie

der Ruf zum jüngſten Gerichte. Ihnen folgten Herolde mit himmelblauen Wappenröcken, von denen die goldnen Lilien blitzten, und hinter den Herolden hoch auf ſchwarzem Roſſe erſchien blühenden Ausſehns und prächtiger Miene der König Franz, dem ſo viel ſtattliche Reiter folgten, daß der Hof, bis an die Freitreppe mit berittenen Roſſen erfüllt, ſie nicht faſſen konnte. Françoiſe ſah ahnungsvoll von der Mitte des Saales hinab, als die blaſenden Trabanten erſchienen, und bemerkte es nicht, daß durch alle Thüren des Kapitelſaales die Prälaten eintraten und rings den Raum erfüllten einfarbig aber prächtig mit ihren violetten Talaren, ſie ſah aber mit ſteigender Spannung die Herolde mit den wohlbekannten Wappenzeichen einreiten, ſie erzitterte vor Freude, als, nachdem ſich dieſe Vorreiter ſeitwärts an den Bogen der Kreuzgänge geordnet, das glänzende ſchwarze Roß im Thorgewölbe ſichtbar wurde — er iſt's! er iſt's! mein König François! rief ſie jubelnd und eilte bis an die Glasthüren der Freitreppe. Dort blieb ſie einen Augenblick bebend, wie überwältigt von Freude ſtehen; der König ſah ſie, er winkte ihr mit beiden

Händen, ſprang vom Roſſe und eilte die Treppe herauf. Sie aber, hingegeben an Glück und Freude, breitete die Arme aus, flog ihm entgegen und ſank vor Aller Augen auf dem Balkon der Treppe in ſeine Arme. Die Trompeten ſchmetterten, die Glocken läuteten, und die zahlreichen Begleiter, welche hinter dem Könige einritten, ſchwenkten ihre Barets und riefen fröhliche Worte dazu. Sogar Jacques, der Rabe, welcher auf dem Kreuzgang-Bogen des erſten Stocks geſeſſen, und durch den plötzlichen Lärm aufgeſtört war, flog kreiſend über den Reitern und dem ſchönen Paare im Hofe umher, und ſchrie heftiger als jemals „François! François!“

Der König führte Françoiſe in den Saal, und machte dem ſich zum Reden anſchickenden Abte eine freundliche Handbewegung, die entweder ausdrückte, es ſei die Förmlichkeit nicht nöthig, oder er möge warten, bis der Lärm ſich gelegt. Der Abt, einigermaßen in ſeiner Faſſung geſtört dadurch, folgte dem eintretenden Paare auf dem Fuße, und bemerkte, daß der König gerade den Pergamentſtücken zuſchritt, welche am Boden lagen, und welche Ordnung und Sauber-

keit des Raumes beleidigten. Er machte also eine Anstrengung, dem Paare voraus zu kommen, und die Fetzen zu beseitigen. Dies ging nicht von statten, ohne daß der König, welcher die Versammlung der Prälaten grüßte, es bemerkt hätte, und sich ein Wenig niederbeugend zu dem mühsam beschäftigten Abte fragte er denn hastig „Was ist?" Ehe aber der Abt so viel Haltung und Athem gewinnen konnte, ausführlich zu antworten und die entgegen gestreckten Pergamentstreifen zu erklären, hatte Françoise schon den König auf ihre Seite gezogen, und es war von der Freitreppe herauf Bonnivet in größter Hast und sehr erhitzt eingetreten, und hatte dem König leise, aber lebhaft etwas mitgetheilt. Diese Mittheilung schloß mit den Worten: zögert nicht, Sire, da kommt der Zelter!

Dies war das Pferd, welches Françoise mit dem Könige hinwegführen sollte: kaum aber hatte er sie darauf gehoben und mit einem leichten Purpurmantel, der auf dem Pferde bereit gelegen, ihre Gestalt von der Hüfte an eingehüllt, so erschien, wie Bonnivet voraus verkündigt, die alte Gräfin von Foix.

In jäher Haſt ſchritt ſie auf dem Teppich über den Hof der Abtei und richtete ihren Gang gerad' auf den König los. Dieſer ſtieg eben an der Freitreppe auf ſein Pferd — Halt, rief die Gräfin, und trat auf die erſten Stufen der Treppe, als wollte ſie ſo hoch ſein wie er, und ſtreckte den langen magern Arm nach ihm aus, als wollte ſie ihn greifen und halten — hierher ſieh, Franz von Valois, und gieb Rechenſchaft —

Bonnivet, welcher dies vorher geſehn, war unmittelbar vom Könige zu den Trabanten geeilt, und hatte ihnen befohlen, zu blaſen Fanfare auf Fanfare, daß kein menſchlicher Ton hörbar bliebe auf dem Hofe der Abtei. Bei jenen Worten der alten Gräfin ſetzten ſie dies in's Werk, und umſonſt erhob nun die alte Frau ihre Stimme aus Leibeskräften, man ſah nur mit Entſetzen, daß ſie ſprach, und ahnete, daß es ein Fluch ſein möge gegen ihr Kind und gegen den König, die unbekümmert darum unter dem ſchmetternden Trompetenſchalle hinausritten aus der Abtei.

Als ihre Geſtalten unter dem Thorwege verſchwanden, ſtürzte die alte Gräfin auf der Freitreppe

zu Boden vom Schlage gerührt um Zorn, Unmacht und Verzweiflung. Die Glocken läuteten ununterbrochen weiter, und hörten erst auf, als der königliche Zug über die Arriègebrücke gezogen, und jenseits derselben hinter der Höhe verschwunden war. Als man schon keinen Reiter mehr erblicken konnte, da sah man noch den Raben, welcher hoch in der Luft den Zug begleitete.